



Gedenkstätten Bundbrief

- 3 Todesmarschverbrechen – Die neue Dauerausstellung »Gardelegen 1945. Das Massaker und seine Nachwirkungen« im Dokumentationszentrum der Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe Gardelegen
Andreas Froese
- 18 »Im Gefolge der SS: Aufseherinnen des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück«. Konzeption und Geschichte eines Ausstellungsprojektes
Simone Erpel und Insa Eschebach
- 32 »Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...« und »language matters« Zwei pädagogische Projekte mit Gegenwartsbezug im Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg in Ulm
Nathalie Geyer und Mareike Wacha
- 42 Veranstaltungshinweise
- 48 Literaturhinweise
- 53 Buchrezension:
Joanna Ostrowska/Joanna Talewicz-Kwiatkowska/Lutz van Dijk (Hg.),
Erinnern in Auschwitz auch an sexuelle Minderheiten, Berlin: Querverlag 2020
Thomas Rahe

Todesmarschverbrechen – Die neue Dauerausstellung »Gardelegen 1945«

»DAS MASSAKER UND SEINE NACHWIRKUNGEN«
IM DOKUMENTATIONSZENTRUM DER GEDENKSTÄTTE
FELDSCHEUNE ISENSCHNIBBE GARDELEGEN

Andreas Froese

Mit der Fertigstellung der neuen Dauerausstellung wurde die Errichtung eines Dokumentationszentrums in der Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe Gardelegen nach fünfjähriger Planungs-, Forschungs- und Projektarbeit erfolgreich abgeschlossen¹. Die feierliche Eröffnung des Gebäudes zusammen mit der neuen Ausstellung zum Internationalen Tag der Demokratie am 15. September 2020 durch Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Dr. Reiner Haseloff und die anschließende Freigabe des vollendeten Neubaus für das Besuchspublikum sind nicht nur Meilensteine für die Gedenkstättenarbeit im Bundesland Sachsen-Anhalt. Sie machen auch auf die bundesweite und internationale Bedeutung der Gedenkstätte Gardelegen aufmerksam, die sich als ein überregionaler Erinnerungs-, Bildungs- und Begegnungsort in besonderer Weise dem thematischen Schwerpunkt der nationalsozialistischen Todesmarsch- und Endphaseverbrechen im europäischen Kontext widmet. Zugleich würdigen sie das dem Bau- und Ausstellungsvorhaben vorausgegangene Engagement vieler Menschen aus der Zivilgesellschaft vor Ort, die sich bereits seit Jahrzehnten beherzt für die lokale und regionale Erinnerungskultur in der Altmark einsetzen.

Das Massaker von Gardelegen

Die Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe Gardelegen im nördlichen Sachsen-Anhalt zählt bundesweit zu den wichtigsten Erinnerungsorten für die Geschichte der nationalsozialistischen Todesmärsche und der sogenannten Endphaseverbrechen. Sie erinnert an das Massaker vom 13. und 14. April 1945, bei dem 1016 KZ-Häftlinge wenige Wochen vor dem offiziellen Kriegsende in einer Scheune des Gutes Isenschnibbe vor den Toren der Hansestadt Gardelegen ermordet wurden. Es handelte sich um ein Todesmarschverbrechen, das noch wenige Stunden vor dem Eintreffen der US-amerikanischen Truppen begangen wurde. Der Rückblick auf die Geschichte dieses Massakers liefert exemplarische Erkenntnisse zu den Handlungs- und Entscheidungsräumen unterschiedlicher Akteure und Gruppen in lokalen NS-Tatgemeinschaften im Zusammenhang mit den Räumungstransporten und Todesmärschen von KZ-Häftlingen kurz vor dem Kriegsende 1945. Zudem bietet er Erkenntnisse zur wechselhaften Einordnung von Todesmarschverbrechen in der Erinnerungskultur nach 1945 über viele Jahrzehnte hinweg bis in die Gegenwart.

Anfang April 1945 räumte die SS das Konzentrationslager Hannover-Stöcken – ein Außenlager des KZ Neuengamme – und mehrere Außenlager des KZ Mittelbau-Dora im Harz vor den heranrückenden alliierten Truppen. Transportzüge brachten von dort Tausende Häftlinge in die Altmark-Region. An den beiden Bahnhöfen der Ortschaften Mieste und Letzlingen bei Gardelegen kamen die Züge ungeplant zum Stehen. Wegen



Das neue Dokumentationszentrum der Gedenkstätte Feldscheune Isenschnebbe Gardelegen.
Foto: Andreas Matthes, KOCMOC, Leipzig

der bereits zerstörten Gleisanlagen konnten sie ihre Fahrt nicht fortsetzen. Die Angehörigen der Wachmannschaften von SS und Wehrmacht, die diese Bahntransporte begleiteten, zwangen die KZ-Häftlinge, die restlichen Kilometer bis nach Gardelegen zu Fuß zurückzulegen. Unterwegs ermordeten sie diejenigen Häftlinge, die mit dem Tempo dieser Todesmärsche nicht mehr Schritt halten konnten. Weitere Häftlinge starben an Entkräftung und Unterversorgung, infolge von Misshandlungen durch das Wachpersonal oder durch die Mitwirkung des Volkssturms, der Hitlerjugend und Zivilisten entlang der Wegstrecke.

In Gardelegen angekommen, trieben die Wachleute die Häftlinge zunächst in die Reithalle der Remonteschule: eine Kavalleriekaserne im Stadtgebiet, deren Soldaten das Gebäude schon fast vollständig vor der nahenden Front der US-amerikanischen Truppen geräumt und verlassen hatten. Von dort aus wurden die Häftlinge am Abend des 13. April 1945 auf einen Gewaltmarsch zur nahegelegenen Feldscheune des Gutes Isenschnebbe am Stadtrand gezwungen. Unter Beteiligung von SS- und Wehrmachtangehörigen, des Reichsarbeitsdienstes, des Volkssturms und weiterer lokaler NS-Organisationen trieben sie die Häftlinge in die Scheune, setzten den Innenraum des Gebäudes in Brand und verriegelten von außen die Tore. Zuvor war das Stroh auf dem Fußboden mit Benzin übergossen worden. Häftlinge, die aus der brennenden Scheune zu fliehen versuchten, wurden erschossen. Nur wenige entkamen diesem Massenmord, der bis tief in die Nacht hinein andauerte.

Wenige Stunden nach diesem Verbrechen, am Abend des 14. April 1945, erreichten die Truppen der 102. US-Infanteriedivision Gardelegen und nahmen die Stadt ein. Am darauffolgenden Tag entdeckten sie den Tatort des Massakers in der Feldscheune. Mit ihrer Ankunft in Gardelegen hatten sie den Versuch der beteiligten Tätergruppen, der städtischen Feuerwehr und des Technischen Notdienstes verhindert, die Spuren des Massenmordes zu beseitigen. Diese hatten noch im Laufe des 14. April 1945 mit dem Ausheben eines Grabens neben der Feldscheune begonnen, in dem sie die Leichen



der Ermordeten ohne Kennzeichnung verscharren wollten. General Frank A. Keating, der Oberbefehlshaber der 102. US-Infanterie-Division, ordnete eine Exhumierung und würdige Bestattung der Ermordeten durch die männliche Bevölkerung der Stadt an. Unweit der Scheune ließ er einen Friedhof mit Einzelgräbern und weißen Holzkreuzen für die Opfer anlegen. Nur 305 der 1016 Opfer des Massakers konnten identifiziert werden. Die übrigen wurden mit der Aufschrift »Unbekannt« beigesetzt. Eine Hinweistafel erklärte das Gräberfeld offiziell zum militärischen Ehrenfriedhof. Sie verpflichtete die Bevölkerung der Stadt, die Gräber und das Andenken an die Ermordeten dauerhaft zu erhalten und zu pflegen. Auf Schändungen der Ruhestätte drohte die alliierte Militärverwaltung Strafen an.

Auch an der offiziellen Begräbnisfeier mit militärischen Ehren am 25. April 1945 musste die Einwohner der Stadt auf US-Anordnung teilnehmen. In seiner Ansprache konfrontierte Oberst George P. Lynch, Stabschef der 102. US-Infanteriedivision, die lokale Bevölkerung mit ihrer Verantwortung: »Einige werden sagen, die Nazis seien für dieses Verbrechen verantwortlich. Andere werden auf die Gestapo verweisen. Aber die Verantwortung liegt bei keinem von beiden – es ist die Verantwortung des deutschen Volkes.« Die Erschütterung der US-amerikanischen Truppen über das Massaker in der Feldscheune lässt sich anhand ihrer unmittelbar nach der Entdeckung des Tatorts erstellten Foto- und Filmaufnahmen zur Dokumentation der Spuren dieses Verbrechens und anhand ihrer medialen Nutzung im Rahmen der *re-education policy* von US-Seite gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung ablesen.

Die Gedenkstätte am historischen Ort

Der offizielle Status des militärischen Ehrenfriedhofes und die Verpflichtung der lokalen Bevölkerung zur Grabpflege galten in Gardelegen auch nach dem Wechsel von der amerikanischen zur sowjetischen Militärverwaltung ab Juli 1945 weiter. Während die US-Truppen anfangs einzelnen lokalen Familien die konkrete Pflegeverantwortung für

Rundgang zur Eröffnung der neuen Dauerausstellung mit Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, Elke Bündenbender und Ministerpräsident Dr. Reiner Haseloff.
Foto: Bundesregierung, Jens Schlüter

eines der Ehrengräber auferlegt hatten, gingen die organisatorische und finanzielle Durchführung der Pflegearbeiten in den darauffolgenden Jahren allmählich auf die kommunalen Behörden über. Die baulichen Überreste der beim Massaker zerstörten Feldscheune am Tatort des Massakers verwilderten zunehmend und wurden von der Bevölkerung als inoffizieller Steinbruch genutzt. Bis Ende der 1940er-Jahre befand sich die Ruine der Scheune in einem verwahrlosten Zustand.

Das rief ab Herbst 1949 Akteure der lokalen SED auf den Plan, in das ungepflegte Erscheinungsbild des historischen Tatortes vor den Toren der Stadt Gardelegen einzugreifen. Die Ruine der noch vorhandenen Scheune wurden abgetragen und bis 1953 zu einer weithin sichtbaren Gedenkmauer aufgearbeitet. Optisch deutet sie ein Teilstück der ursprünglichen Außenfassade des einstigen Scheunengebäudes an, von dem heute nur noch einige wenige Reste der Grundmauern und Teile des Estrichs erhalten sind. In den 1960er- und 1970er-Jahren kamen weitere bauliche Elemente hinzu, die dem Außengelände seine bis heute erkennbare Gestalt gaben: Zwei Flammenschalen, eine Rednertribüne, ein Versammlungsplatz vor der Gedenkmauer, ein Aufmarsch- und Paradedweg mit einer Reihe von Fahnenmasten und den »Steinen der Nationen« sowie eine gepflegte Parklandschaft mit neu angelegten Pflanzungen und Geländewegen zwischen der aufgearbeiteten Scheunenfassade und dem Ehrenfriedhof. So entstand Schritt für Schritt eine in kommunaler Trägerschaft befindliche Mahn- und Gedenkstätte, die dem Stadtmuseum als Außenstelle angegliedert war. Architektonisch und funktional legte sich nun eine neue Zeitschicht über den einstigen Tatort.

Da es sich um ein Freigelände ohne Gebäude vor Ort handelte, war eine erste Ausstellung zur Geschichte des Massakers ab Mitte der 1960er-Jahre in den Räumen des Stadtmuseums zu sehen. Sie ordnete den Massenmord in der Feldscheune gemäß dem offiziellen, vom staatlichen DDR-Antifaschismus geprägten Geschichtsbild in den Kontext eines Kampfes der Arbeiterklasse gegen Faschismus und Kapitalismus ein, der mit der Gründung und Aufbau der DDR erfolgreich entschieden und überwunden sei. In Ergänzung zur offiziell betitelten »antifaschistischen Dokumentationsausstellung« im Stadtmuseum verwies ebenfalls ab den 1960er-Jahren ein »Nationaler Mahn- und Gedenkweg« in der Umgebung der Stadt mit insgesamt 75 weißen Markierungssteinen entlang der einstigen Marschwege der Häftlinge von den Bahnhöfen Mieste und Letzlingen bis zum Gelände der Mahn- und Gedenkstätte Isenschnibbe auf die regionale Bedeutung der Todesmärsche von 1945 zur Isenschnibber Feldscheune.

Die überformende bauliche Umgestaltung und öffentliche Nutzung der damaligen Mahn- und Gedenkstätte Isenschnibber Feldscheune bis Anfang der 1970er-Jahre griff deutlich in das Erscheinungsbild des Freigeländes am historischen Tat- und Begräbnisort ein. Der Platz vor der Gedenkmauer entwickelte sich zu einem Ort für offizielle Gedenkveranstaltungen, aber auch für politische Massenkundgebungen, für Versammlungen der Pionierorganisationen, der Freien Deutschen Jugend und für die Vereidigung von Volkspolizisten. Bis in die späten 1980er-Jahre blieb das offizielle Gedenken an das Massaker vom Geist des staatlich verordneten Antifaschismus geprägt. Dessen Sichtweise erklärte alle beim Massaker ermordeten KZ-Häftlinge pauschal zu antifaschistischen Widerstandskämpfern und schrieb die (Mit-)Täterschaft an diesem NS-Verbrechen ausschließlich einer ortsfremden, anonymen Gruppe von Faschisten zu, deren geistige Erben und Nachfolger in der Bundesrepublik zu finden seien. Trotz dieses offiziellen Geschichtsbildes boten sich vor Ort in Gardelegen stets auch Frei-

räume für eine zivilgesellschaftliche Gedenk- und Erinnerungskultur außerhalb der politischen Leitlinien.

Bauliche Zeugnisse der einstigen offiziellen Gedenkkultur sind bis heute auf dem Außengelände sichtbar: Ideologische Parolen und die heroisch anmutende Bronzeskulptur eines Widerstandskämpfers prägen das Erscheinungsbild der Gedenkmauer und des ehemaligen Aufmarsch- und Versammlungsplatzes. Auch der im baulichen Stil gemäß der US-amerikanischen Begräbniskultur angelegte und bis heute erhaltene Ehrenfriedhof mit seinen vier Gräberfeldern, den die lokalen Behörden weiterhin pflegten, erfuhr eine offizielle Umdeutung im Sinne des staatlichen Antifaschismus. Zum 20. Jahrestag des Massakers im Jahr 1965 ließ die Stadt Gardelegen eine US-amerikanische Hinweistafel an der Baumallee zum Ehrenfriedhof vom April 1945 entfernen und durch eine neue Tafel ersetzen. Deren Wortlaut sprach die ortsansässige Bevölkerung von der ihr übertragenen historischen Verantwortung für das Massaker frei, verschwieg die US-amerikanische Anordnung zur Errichtung des Ehrenfriedhofes und stellte die Beisetzung der Ermordeten nach dem Verbrechen als einen freiwilligen Akt der angeblich stets friedliebenden Bevölkerung zum Aufbau des Friedens und des Sozialismus dar. Die ursprüngliche US-amerikanische Holztafel wurde jedoch nicht zerstört, sondern zur baulichen Verstärkung einer Schuppenrückwand auf dem städtischen Friedhof zweckentfremdet. Erst nachdem Ende der 1980er-Jahre ein heimlich aufgenommenes Privatfoto der originalen Tafel im Zustand ihrer Umnutzung heimlich in die USA gelangt war und dort Anlass zur Beschwerde über den unwürdigen Zustand dieses Gedenkzeichens gab, wurde die originale US-Tafel ins Stadtmuseum überführt. Dort verlor sich jedoch in den 1990er-Jahren ihre Spur, bis sie im Zuge der mehrjährigen Recherchen für die neue Dauerausstellung im Frühjahr 2019 nach langer Suche wiederentdeckt wurde. Noch kurz vor der Wiedervereinigung, im September 1990, wurde eine originalgetreue Kopie der ursprünglichen Tafel am Ehrenfriedhof in der Gedenkstätte feierlich eingeweiht.

In den folgenden Jahrzehnten blieb der Ort zunächst in städtischer Trägerschaft. Das kommunale Ordnungsamt, das Stadtmuseum, ein im Jahr 1994 gegründeter Förderverein und weitere Personen aus der lokalen Zivilgesellschaft kümmerten sich weiterhin um den baulichen Erhalt. Gemeinsam setzten sie sich für die Pflege des Geländes und für den Fortbestand einer lokalen Gedenkkultur ein, deren Interesse in der Öffentlichkeit mit dem Ende des staatlich verordneten Antifaschismus seit 1990 deutlich abgenommen hatte. Doch eine grundlegende Neukonzeption mit einer professionellen Forschungs- und Bildungsarbeit am historischen Ort erschien allen Beteiligten unter diesen begrenzten Ressourcen und Rahmenbedingungen nicht möglich zu sein. In den 2000er-Jahren mehrten sich deshalb die Stimmen derer, die sich öffentlich für eine zusätzliche Mitwirkung und Unterstützung des Landes Sachsen-Anhalt für die Gedenk- und Erinnerungskultur in Gardelegen aussprachen. Dabei kam der im Jahr 2007 gegründeten landeseigenen Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt eine Schlüsselrolle mit zunächst fachlich beratender Funktion zu.²

Der Weg zur Neugestaltung

Unterstützt von der Stadt Gardelegen und der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt entwickelte ein wissenschaftlicher Beirat ab 2008 neue Impulse für die Vermittlungsarbeit am historischen Ort. Dazu zählten u.a. die Erarbeitung und Errichtung eines



Blick in die neue Dauerausstellung »Gardelegen 1945. Das Massaker und seine Nachwirkungen« im Dokumentationszentrum der Gedenkstätte Gardelegen. Foto: Andreas Matthes, KOCMOC, Leipzig

Informationssysteme mit wetterfesten Informationstafeln zur Geschichte des Massakers auf dem Gelände der Gedenkstätte, konzeptionelle Überlegungen für die zukünftige Gestaltung der jährlichen Gedenkveranstaltungen an den Jahrestagen des Massakers im April sowie Forschungsarbeiten und biografische Recherchen zu den Grablagen auf dem Ehrenfriedhof, auf deren Grundlage im Frühjahr 2011 ein Gedenkbuch zur namentlichen Kennzeichnung der bekannten Gräber eingerichtet werden konnte.³

Einen nächsten Schritt gingen elf Abgeordnete des Landtags von Sachsen-Anhalt mit einem fraktionsübergreifenden Antrag im Dezember 2011. Mit Verweis auf die überregionale Bekanntheit der Mahn- und Gedenkstätte in Gardelegen und auf die gesellschaftliche Bedeutung der nationalsozialistischen Todesmarschverbrechen empfahlen sie, diesen Ort offiziell in die Trägerschaft des Landes zu überführen und in die landeseigene Gedenkstättenstiftung aufzunehmen.⁴

Diese Argumente überzeugten alle damaligen Fraktionen: Ohne Gegenstimmen beschloss der Landtag im Dezember 2012 eine Aufnahme der Gedenkstätte in die Stiftung. Als notwendige Bedingung hierfür sah der Landtagsbeschluss den Bau eines neuen Dokumentationszentrums mit einer historischen Dauerausstellung, Bildungs- und Informationsangeboten und mit hauptamtlichem Gedenkstättenpersonal vor Ort vor. Um den Beschluss des Landesparlaments zum beabsichtigten Wechsel der Trägerschaft umzusetzen, folgten bis 2015 ein offizieller Kabinettsbeschluss der Landesregierung⁵ sowie notwendige Zustimmungsbeschlüsse des Stiftungsrats und des Stadtrats der Hansestadt Gardelegen.

Auf dieser formalen Grundlage schlossen die Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt und die Stadt Gardelegen im April 2015 einen Kooperationsvertrag ab, der seitdem die gemeinsame Verteilung der Aufgaben und Zuständigkeiten für die institutionelle Zusammenarbeit von Stadt und Land in der Gedenkstätte Gardelegen regelt.⁶ Als Eigentümerin des Geländes kümmert sich die Stadt weiterhin um die Pflegearbeiten auf dem Gelände und übernimmt insbesondere den baulichen Erhalt des Ehrenfried-



hofes. Der landeseigenen Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt billigte der Vertrag das Recht zum Bau und Betrieb eines Dokumentationszentrums sowie zur Forschungs- und Bildungsarbeit am historischen Ort zu. Mit seiner offiziellen Überführung in die Trägerschaft des Landes Sachsen-Anhalt im Mai 2015 erhielt der Ort zudem einen neuen Namen: Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe Gardelegen.

So konnten im Jahr 2015 der mehrjährige Prozess der Planungs-, Forschungs- und Projektarbeit für die Errichtung eines Dokumentationszentrums mit einer Dauerausstellung und eine hauptamtliche Gedenkstättenleitung ihre Tätigkeit am historischen Ort beginnen.⁷ Beide Vorhaben – das Gebäude und die Dauerausstellung – sollten parallel und als eine komplementäre Einheit in drei Teilprojekten entstehen. Ein erstes vorbereitendes Projekt bildeten die Durchführung eines Architektenwettbewerbs für das Dokumentationszentrum und eines Gestaltungswettbewerbs für die Ausstellung. Im zweiten Teilprojekt folgten die Erschließung und Vorbereitung des Baufeldes für das Dokumentationszentrum sowie die Erarbeitung einer inhaltlichen und gestalterischen Konzeption für die Dauerausstellung. Dem schlossen sich in einem dritten Teilprojekt die bauliche Errichtung des Dokumentationszentrums sowie die Herstellung und der Einbau der Dauerausstellung in die Räumlichkeiten des neuen Gebäudes an. Das Land Sachsen-Anhalt förderte alle Teilprojekte mit finanziellen Zuwendungen.

Das Dokumentationszentrum: Architektonisches Konzept

Das von den Architekten der BHBVT GmbH aus Berlin entworfene und errichtete Gebäude ist ein länglicher Riegelbau aus Sichtbeton.⁸ Die für den Architektenwettbewerb berufene Jury aus Fach- und Sachpreisrichtern begründete ihre Entscheidung für diesen Entwurf im April 2016 folgendermaßen: »Der Entwurf überzeugt durch seine gänzlich unpathetische und pragmatische Haltung und lässt erwarten, dass die Aufmerksamkeit der Besucher sich in ganz besonderem Maße auf die Inhalte der Ausstellung und die Wirkung und Ausstrahlung des historischen Ortes konzentrieren kann.«⁹

Einbauten der neuen Dauerausstellung.
Foto: Andreas Matthes,
KOCMOC, Leipzig

Das Gebäude befindet sich am Rande des Außengeländes der Gedenkstätte und schmiegt sich direkt entlang der historischen Trasse des einstigen Todesmarschweges, auf den die Häftlinge am Abend des 13. April 1945 aus der nahen Stadt Gardelegen zu ihrer Ermordung in der Isenschnibber Feldscheune getrieben wurden. Ein breiter Wandelgang im Inneren des knapp 70 Meter langen Neubaus greift die Trassenführung des Todesmarschweges als bauliche Spiegelung auf. Über ihn gelangen die Besucherinnen und Besucher nach dem Betreten des Gebäudes zu den Seminar- und Ausstellungsräumen. Lichthelle Fenster- und Sichtachsen säumen den Weg im Gebäude und eröffnen an mehreren Stellen Blickbeziehungen nach draußen auf die für die Geschichte des Massakers bedeutenden historischen Orte und Gedenkzeichen im Umfeld. Dazu zählen ein breites Panoramafenster mit einem Gesamtblick auf den historischen Tat- und Begräbnisort im Außengelände sowie weitere Sichtfenster, die Blickkorridore zu den ehemaligen, damals nahegelegenen Standorten der Wehrmacht als einer für die Durchführung der Todesmärsche und des Massakers zentralen Tätergruppe sowie zur Stadt Gardelegen mit ihrer bereits im April 1945 nahen Bebauungsstruktur eröffnen. Auf diese Weise ermöglicht das Gebäude dem Besuchspublikum eine zugleich archäologische und kontextualisierende Spurensuche zur lokalen Täter- und Zeitzugenschaft für das Massaker im Raum, auf die die Ausstellung mit ihren Inhalten erschließend eingeht.

Von außen betrachtet spiegeln sich in den Fenstern die Sichtreflexionen der Orte in ihrem heutigen Erscheinungsbild wider – ein visueller Effekt, der von baulicher Seite als Einladung zur thematischen Reflexion angedacht ist. Insgesamt handelt es sich um ein erdgeschossiges Gebäude, dessen äußeres Erscheinungsbild sich bewusst nüchtern und schlicht zurücknimmt, um das Gelände des historischen Tat- und Begräbnisortes nicht erneut baulich zu beeinträchtigen oder gar zu überformen. Der Bau verknüpft denkmal- und naturschutzrechtliche Auflagen mit ästhetischen Gestaltungsideen und funktionalen Anforderungen an eine zeitgemäße Gedenkstättenarbeit. Seine Formensprache möchte das Publikum weder einschüchtern noch abschrecken, sondern vielmehr zum Besuch einladen und neugierig machen. Um diese Botschaft des Willkommens und des offenen Zugangs für das Publikum baulich zu unterstreichen, wurden die mit lichthellen Glaswänden ausgestatteten Büros der Mitarbeitenden bewusst in der Nähe des Informationstresens im vorderen Gebäudebereich und nicht in einem versteckten Bereich platziert. Die technisch ausgestatteten Seminar-, Wechselausstellungs- und Veranstaltungsräume lassen sich über dynamische Trennwände flexibel zusammenlegen oder unterteilen, sodass die Bildungsarbeit für Schulklassen und Erwachsenengruppen parallel in großen oder in mehreren Kleingruppen erfolgen kann und gleichzeitig auch weitere temporäre Bildungs- und Programmangebote möglich sind.

Die Dauerausstellung: Inhaltliche und gestalterische Konzeption

Die neue Dauerausstellung »Gardelegen 1945. Das Massaker und seine Nachwirkungen« im Dokumentationszentrum der Gedenkstätte thematisiert die Geschichte des Massakers in der Isenschnibber Feldscheune vom 13. April 1945, den historischen Kontext des Verbrechens und seine Nachwirkungen von der frühen Nachkriegszeit bis in die Gegenwart. Ihr leitendes Prinzip ist ein multiperspektivischer Blick auf die Ereignisse von 1945 aus den unterschiedlichen Perspektiven der damals beteiligten Akteure, der individuelle Handlungs- und Entscheidungsräume offenlegt.¹⁰ Dabei blickt sie auch

auf die nachgeschichtliche Einordnung des Massakers in der Erinnerungskultur nach 1945 bis in die jüngste Gegenwart, hinterfragt überlieferte Narrative und regt zum Nachdenken über vermeintliche Gewissheiten und Mythenbildungen im Laufe der Jahrzehnte an. Die Ausstellungsräume präsentieren dreidimensionale Objekte, Grafiken, historische Fotografien und audiovisuelle Interviewauszüge. Ein markanter Blickfang ist die aufwendig inszenierte Graphic Novel, die als großflächige Wandabwicklung in mehreren Ausstellungskapiteln zu sehen ist.

Anstatt sich auf eine deskriptive Nacherzählung der geschichtlichen Zusammenhänge vor Ort in Gardelegen zu beschränken, lädt die Ausstellung das Publikum zum selbstständigen Mit- und Nachdenken ein und wirft aktualitätsbezogene Leitfragen auf: Was verbinden wir heute mit der Geschichte des Massakers und der Erinnerung an die NS-Todesmärsche von 1944/45? Welche Bedeutung haben historische Mechanismen der sozialen Ausgrenzung und Anfeindung von Individuen und Gruppen während der nationalsozialistischen Herrschaft für unsere heutige Zeit? Woran können und wie wollen wir uns zukünftig erinnern?

Räumliche und zeitliche Ausgangspunkte für die Ausstellung sind die heute erhaltenen baulichen Überreste am historischen Tat- und Begräbnisort auf dem Außengelände, die überlieferten Erinnerungszeugnisse in Schrift und Bild von Überlebenden, alliierten Befreiern und aus der lokalen Bevölkerung. Diese Text-, Bild- und Sachquellen konfrontieren das Publikum gleich nach dem Betreten des Dokumentationszentrums im Eingangs- und Prologbereich zunächst als überlieferte Fragmente im Raum: teils als Wandaufdrucke, teils über lichthelle Sicht- und Blickachsen durch großformatige Fensterflächen. Zugleich macht die Herkunft dieser Quellen den Besucherinnen und Besuchern deutlich, dass sie nun einen international bekannten Gedenkort betreten, dessen Themenbezug sowie mit der Lokalgeschichte eines Massakers als auch mit einer überregionalen Geschichte der nationalsozialistischen Verbrechen verbunden ist.

Eine Einführung in die Geschichte der Auflösung der nationalsozialistischen Konzentrationslager und in den Beginn der Räumungstransporte und Todesmärsche ab 1944/45 verortet das Massaker von Gardelegen in einem europaweiten Kontext. Ein grafisch veranschaulichter Blick auf militärische Frontverläufe, Häftlingstransport- und Todesmarschrouten in Ost- und Westeuropa sowie autobiografische Schilderungen von Überlebenden, die bereits vor ihrer Ankunft in Gardelegen nach mehrjähriger KZ-Haft auf mindestens einen, oft schon auf mehrere Transporte und Todesmärsche getrieben worden waren, ordnen die Kette der Ereignisse zeitlich und thematisch in die letzte Phase des Zweiten Weltkrieges ein. Der zu dieser Zeit faktischen Realität der vorrückenden alliierten Truppenverbände wird die deutsche Kriegspropaganda im Kontrast gegenübergestellt, die selbst noch im Frühjahr 1945 auf den »Totalen Krieg gegen alle inneren und äußeren Feinde« einschwor, um den sogenannten Endsieg zu erreichen. Die Brechung der propagandistischen Feind- und Kampfrhetorik erfolgt audiovisuell: Eine Hörstation präsentiert im Wechsel ausgewählte Fragmente aus deutschen und alliierten Radioberichten vom März und April 1945 als akustische Klangwolke. Zudem gibt ein Sichtfenster den Blick auf den früheren Standort des benachbarten militärischen Flugplatzes der Wehrmacht frei, den ein alliiertes Luftbild dieses Areals vom Sommer 1944 ergänzt. Auf diese Weise wird das Ausstellungspublikum für den offensichtlichen Widerspruch zwischen der kriegsverherrlichenden Kampfrhetorik auf deutscher Seite und ihrer militärischen Aussichtslosigkeit im Frühjahr 1945 sensibilisiert.



Vitrinen, Wandgrafiken
und Medienstationen
in der neuen
Dauerausstellung.
Foto: Andreas Matthes,
KOCMOC, Leipzig

In ebenfalls kontextualisierender Funktion widmet sich ein weiteres Kapitel der regionalen NS-Geschichte der Stadt Gardelegen und der Altmark seit der Machtübergabe an die Nationalsozialisten. In verdichteter Form werden lokale Gewalt- und Ausgrenzungsprozesse aufgezeigt, die die Region schon lange vor der Ankunft der KZ-Häftlinge in den Räumungstransporten im April 1945 prägten. Sie richteten sich unter anderem gegen die jüdische Bevölkerung sowie gegen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die insbesondere zur Arbeit in der regionalen Landwirtschaft in die Altmark verschleppt worden waren. Auf der anderen Seite spielten insbesondere die in Gardelegen stationierten Einheiten der Wehrmacht ab Mitte der 1930er-Jahre eine zentrale Rolle, um die sogenannte Volksgemeinschaft im kleinstädtischen und ländlichen Raum öffentlich sichtbar zu propagieren. Ausgewählte Fotos, Medienberichte und Interview-Auszüge machen mikrohistorisch deutlich, dass diese Region, die nun im Frühjahr 1945 ein umkämpftes Frontgebiet wurde, bereits seit 1933 ein Raum für rassistisch motivierte Ausgrenzung und Gewalt gegenüber vermeintlich minderwertige Bevölkerungsgruppen war.

Dieses regionale Umfeld erreichten die Bahntransporte aus den Konzentrationslagern Mittelbau-Dora und Hannover-Stöcken im Frühjahr 1945. Ihnen und dem Weg der KZ-Häftlinge bis zum Massaker in der Isenschnibber Feldscheune ist der Hauptteil der Ausstellung gewidmet. Für die Thematisierung dieser Ereignisse vor Ort in den Ausstellungsräumen des Dokumentationszentrums ergaben sich einige konzeptuelle Herausforderungen: Wie lassen sich ausschließlich schriftlich überlieferte Quelleninhalte anschaulich im dreidimensionalen Raum präsentieren? Wie kann mit Lücken und Widersprüchen in der schriftlichen Quellenüberlieferung umgegangen werden? Und wie lässt sich die Nichtexistenz von Primärquellen zum unmittelbaren Hauptereignis – der Mangel an (bildlichen) Täter- und Zeugnisdokumenten vom Massaker in der Isenschnibber Feldscheune – ausstellungsdidaktisch umsetzen? Hierfür entwickelten die vier Historiker des Ausstellungsteams gemeinsam mit dem Gestaltungsteam der



Agentur KOCMOC aus Leipzig eine großflächige, aufwendig inszenierte Graphic Novel, die das Geschehen in mehreren Themenmodulen veranschaulicht. Getragen wird sie von einer interpretativen Zeichnungsebene, die sich als dreidimensional inszenierte Wandabwicklung im Raum zum einen auf die überlieferte Quellenlage stützt, zugleich aber auch auf offensichtliche Widersprüche zwischen verschiedenen Berichten und Aussagen sowie auf Wissenslücken und unbelegte Mythenbildungen aufmerksam macht. An ausgewählten Zeitpunkten verweisen die Themenmodule auf Handlungs- und Entscheidungsalternativen der am Massaker beteiligten Akteure. Damit gelingt den Themenmodulen der Graphic Novel eine räumliche Präsentation und didaktische Veranschaulichung sowohl der ereignis- und biografiegeschichtlichen Thematik als auch der quellenhistorischen Überlieferung. Zugleich nimmt auch die Graphic Novel einen Bezug auf das historische Gelände: Ein großes Sichtfenster ermöglicht als gegenwärtige und historische Blickachse nach draußen den Blick auf den damaligen Todesmarschweg, auf dem die KZ-Häftlinge am frühen Abend des 13. April 1945 zum Massaker in die Isenschnibber Feldscheune getrieben wurden.

Mit der Ankunft der US-amerikanischen Truppen in Gardelegen und mit ihrer Entdeckung des Tatorts in der Feldscheune endet die Graphic Novel. Denn ab diesem Zeitpunkt liegen von alliierter Seite private und offizielle Foto- und Filmaufnahmen zur nachträglichen Dokumentation der Spuren des Massakers vor. Ihnen widmet sich das Ausstellungskapitel zur Konfrontation mit dem Verbrechen am historischen Tatort im mehrfachen Perspektive: Es thematisiert erstens die Konfrontation der alliierten Truppen mit der entdeckten Feldscheune; zweitens die von US-Seite erzwungene Konfrontation der lokalen Bevölkerung aus Gardelegen im Rahmen von Zwangsbesichtigungen und der Anordnung zur Errichtung eines Ehrenfriedhofes für die Ermordeten; schließlich drittens die weltweite mediale Berichterstattung über das Massaker von Gardelegen, die dieses Todesmarschverbrechen in vielen Ländern bekannt und »Gardelegen« zum Synonym für das Massaker machten. Bei der Präsentation dieser

Panoramablick in die neue Dauerausstellung.
Foto: Andreas Matthes,
KOCMOC, Leipzig



Module der Graphic Novel in der neuen Dauerausstellung der Gedenkstätte Gardelegen.
Foto: Andreas Matthes, KOCMOC, Leipzig

Thematik achtet die Ausstellungsgestaltung bewusst darauf, ihrerseits keine erzwungene Konfrontation des Publikums mit den historischen Filmaufnahmen vom April 1945 aus der Feldscheune vorzunehmen. Besucherinnen und Besucher können sich diese Aufnahmen auf einem Großbildschirm in einem separaten Raum anschauen, den sie freiwillig betreten können.

Ein weiteres Ausstellungskapitel thematisiert die juristische Aufarbeitung des Massakers im zeitlichen Wandel. Während die Hauptverantwortung und der Befehl zum Massaker über viele Jahrzehnte hinweg vorrangig Gerhard Thiele, dem damaligen Kreisleiter der NSDAP in Gardelegen, zugeschrieben wurde, blieben die Mittäterschaft aus vielen weiteren lokalen NS-Organisationen und auch seitens der damaligen Zivilbevölkerung entlang der Todesmarschwege nahezu unberücksichtigt. Ein Vitriniband präsentiert anhand von dreidimensionalen und audiovisuellen Ermittlungsdokumenten die verschiedenen Ansätze der Strafverfolgung im zeitlichen Wandel, die bereits mit dem US-amerikanischen Report of Investigation im Mai 1945 begann und bis in die jüngste Vergangenheit andauerte. Am Beispiel des Massakers von Gardelegen werden auf diese Weise Fragen zur anteiligen Täterschaft und Mitwirkung an nationalsozialistischen Gewaltverbrechen und zu ihrer juristischen Würdigung von alliierter Seite sowie im geteilten und später vereinigten Deutschland veranschaulicht.

Schließlich geht ein abschließendes Kapitel auf die Gedenk- und Erinnerungskultur an das Massaker nach 1945 ein. Als Relikte aus verschiedenen Jahrzehnten stellen dreidimensionale Exponate, historische Fotos und persönliche Berichte die geschichtspolitische Deutung des Massakers zu DDR-Zeiten dem Blick auf die nachfolgenden Entwicklungen am historischen Tat- und Begräbnisort in Gardelegen seit der Wiedervereinigung gegenüber. Bewusst werden dabei sowohl offizielle Geschichtsbilder von staatlicher Seite als auch das zivilgesellschaftliche Engagement der Menschen aus der Region für einen lebendigen Gedenkort berücksichtigt. Auch die wiederentdeckte originale US-amerikanische Hinweistafel auf den Ehrenfriedhof vom April 1945 und



ihre wechselvolle Überlieferungsgeschichte sind in diesem Kapitel zu sehen. Ebenso gehen Medienstationen auf ausgewählte Biografien von Überlebenden und Familienangehörigen der Ermordeten aus vielen Ländern sowie der US-Veteranen von 1945 ein, für die »Gardelegen« bis heute ein sehr zentraler und persönlicher Bezugsort ist. Anschließend gelangen die Besucherinnen und Besucher wieder nach draußen zu den heutigen Gedenkzeichen im Außengelände – und damit gleichsam wie durch eine »Zeitschleuse« zurück zur Gegenwart. Idealerweise gelingt es der Ausstellung, dem Besuchspublikum beim Verlassen des Dokumentationszentrums gegenwartsbezogene Denkipulse zur Aktualität und heutigen Bedeutung der Ereignisse vom April 1945 mitzugeben.

Insgesamt ist die Präsentation der Ausstellung in den Räumlichkeiten durchgehend zweisprachig auf Deutsch und Englisch gehalten. In Vorbereitung bis voraussichtlich Ende des Jahres sind zusätzlich weitere Informationsmaterialien in französischer und polnischer Sprache, um dem Besuchspublikum auch in diesen beiden Sprachen eine Erschließung der Dauerausstellung zu ermöglichen. Zudem sind weitere ausstellungsbegleitende Elemente geplant, insbesondere ein Print-Katalog und zusätzliche digitale Angebote für den Besuch der Räumlichkeiten.

Erste Reaktionen und Ausblick

Bereits im Stadium der vorbereitenden Arbeiten für den Bau des Dokumentationszentrums und für die Erarbeitung der neuen Dauerausstellung nahmen die bundesweite und internationale Aufmerksamkeit für beide Projektvorhaben in der Gedenkstätte Gardelegen seit der Übergabe ihrer Trägerschaft an das Land Sachsen-Anhalt spürbar zu. Deutlich wurde dies insbesondere bei den jährlichen Gedenkveranstaltungen, an denen inzwischen internationale Mitglieder des diplomatischen und konsularischen Corps teilnehmen. Erfreulicherweise engagieren sich viele Menschen aus der lokalen Zivilgesellschaft weiterhin für die Gedenk- und Erinnerungskultur in der Altmark. Auch die Zahl der Anfragen nachfolgender Generationen nach biografischen Informa-

Luftaufnahme des neuen Dokumentationszentrums der Gedenkstätte Gardelegen.
Foto: Tom Przibilla, Gardelegen

Rundgang zur Eröffnung der Dauerausstellung: Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, Ministerpräsident Dr. Reiner Haseloff und Elke Büdenbender besichtigen mit Gedenkstättenleiter Andreas Froese eine Großvitrine mit Exponaten zur Geschichte des Gedenkens in Gardelegen nach 1945.
Foto: Bundesregierung, Jens Schlüter



tionen zu ihren Familienangehörigen, die ihre Vorfahren unter den nach Gardelegen deportierten und dort ermordeten KZ-Häftlingen vermuten, nahm seitdem zu. Insofern ist die Gedenkstätte Gardelegen heute ein lebendiger Erinnerungsort, der schon seit einigen Jahren sowohl in der Region als auch von überregionaler Seite viel Aufmerksamkeit und Würdigung findet.

Dass Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Ministerpräsident Dr. Reiner Haseloff das fertiggestellte Dokumentationszentrum mit der neuen Dauerausstellung im September 2020 feierlich eröffneten, hat dieses öffentliche Interesse an der Gedenkstätte Gardelegen im In- und Ausland noch zusätzlich erhöht.¹¹ Ursprünglich sollte die feierliche Kompletteröffnung in Gardelegen bereits zum 75. Jahrestag des Massakers im vergangenen April stattfinden. Der coronabedingte Lockdowns verhinderte jedoch diese Veranstaltung. Deshalb fand das Gedenken zum 75. Jahrestag im Rahmen einer Online-Collage zum Mitmachen digital statt.¹² Seit der Eröffnung der neuen Ausstellung finden zahlreiche Besucherinnen und Besucher den Weg ins Dokumentationszentrum der Gedenkstätte Gardelegen.¹³

Für viele Nachkommen der Überlebenden und Ermordeten des Massakers, die den Festakt per Livestream digital mitverfolgten, waren der Besuch und die Rede des Bundespräsidenten wichtige Zeichen der Anerkennung und Würdigung des Andenkens an ihre Familienmitglieder. Exemplarisch wird in Gardelegen deutlich, wie die Zukunft des Gedenkens an ein nationalsozialistisches Gewaltverbrechen nach dem Ende der unmittelbaren Zeitzeugenschaft aussehen kann. Es bleibt zu hoffen und zu wünschen, dass der Besuch und die Gedenkarbeit vor Ort auch bald wieder ohne Beeinträchtigungen durch die weltweite Corona-Pandemie möglich sein werden.

Andreas Froese, Historiker, ist seit 2015 Leiter der Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe Gardelegen. Er leitete die Erarbeitung der neuen Dauerausstellung und begleitete das Neubauprojekt.

- 1 Als Gedenkstätten- und Projektleiter danke ich allen an der Dauerausstellung Beteiligten für ihre tatkräftige und engagierte Unterstützung, insbesondere Lukkas Busche, Thomas Irmer und Stefan Wilbricht für ihre Mitarbeit im Ausstellungsteam, dem begleitenden Fachbeirat mit Prof. Dr. Detlef Garbe, Dr. Stefan Hördler, Mandy Schumacher und Caroline Winkler, der Agentur KOCMOC GmbH aus Leipzig für die Ausstellungsgestaltung und Generalplanung ihrer baulichen Herstellung sowie der Medienagentur Faible GmbH aus Leipzig für die Produktion der Medienstationen. Ein besonderer Dank gilt den Familienangehörigen und Verbänden der Überlebenden und Ermordeten des Massakers von Gardelegen sowie der Veteranen der 102. US-Infanteriedivision vom April 1945, dem Land Sachsen-Anhalt für die Förderung des Dokumentationszentrums und der Dauerausstellung, der Stadtverwaltung und der Bevölkerung der Hansestadt Gardelegen für ihre Unterstützung der Gedenkstättenarbeit in Gardelegen, der BHBVT GmbH aus Berlin und dem Bau- und Liegenschaftsmanagement Sachsen-Anhalt für die bauliche Realisierung des Dokumentationszentrums sowie allen Mitarbeitenden der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt für ihre kollegiale Unterstützung.
- 2 Kai Langer: 10 Jahre Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt. Bilanz und Ausblick, in: Rundbrief »Erinnern! Aufgabe, Chance Herausforderung« Nr. 2/2017, hrsg. von der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt, Magdeburg 2017, S. 1–32; Thomas Irmer: Neue Quellen zur Geschichte des Massakers von Gardelegen, in: Gedenkstättenrundbrief 156 (2010), S. 14–19.
- 3 Thomas Irmer: 70 Jahre Massaker von Gardelegen, in: Rundbrief »Erinnern! Aufgabe, Chance Herausforderung« Nr. 1/2015, hrsg. von der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt, Magdeburg 2015, S. 40–47;
- 4 »Aufnahme in die Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt«, in: Altmark-Zeitung Gardelegen, 9. 12. 2011. Dem damaligen sechsten Landtag von Sachsen-Anhalt gehörten die vier Fraktionen der CDU, der SPD, der Linken und der Grünen an.
- 5 Beschluss der Landesregierung von Sachsen-Anhalt vom 17. 2. 2015, veröffentlicht im Ministerialblatt für das Land Sachsen-Anhalt Nr. 1/2016 vom 18. 1. 2016, S. 3.
- 6 Stefan Schmidt: »Ein historischer Tag«: Stiftung übernimmt Gedenkstätte, Altmark-Zeitung, 30. 4. 2015.
- 7 Andreas Froese: Gardelegen – eine Gedenkstätte im Entstehen, in: Rundbrief »Erinnern! Aufgabe, Chance Herausforderung« Nr. 1/2016, hrsg. von der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt, Magdeburg 2016, S. 67–74.
- 8 Andreas Froese: Der lange Schatten der NS-Todesmärsche: Das neue Besucher- und Dokumentationszentrum der Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe Gardelegen, in: Museumsnachrichten 2017, hg. vom Museumsverband Sachsen-Anhalt, S. 30–32.
- 9 Auszug aus dem Protokoll der Preisgerichtssitzung vom 7. 4. 2016, S. 4f.
- 10 Andreas Froese: Gedenken gestalten. Das neue Besucher- und Dokumentationszentrum der Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe Gardelegen, in: Gedenkstättenrundbrief Nr. 182, hrsg. von der Stiftung Topographie des Terrors, Berlin 2016, S. 35–43
- 11 Video der Eröffnung: Youtube-Kanal des Landes: www.youtube.com/watch?v=BJE0HHxUgA (Stand vom 5. 11. 2020), Phoenix TV: www.youtube.com/watch?v=-L1BT58LjQ (Stand vom 5. 11. 2020), verlinkt auf Homepage der Gedenkstätte: www.gedenkstaette-gardelegen.sachsen-anhalt.de (Stand vom 5. 11. 2020). Weitere Berichte in der ARD-Tagesschau und im MDR-Fernsehen. Berichte vom BP-Besuch auf Bundespräsidialamt mit Rede und Übersetzung: gedenkstaette-gardelegen.sachsen-anhalt.de (Stand vom 5.11.2020).
- 12 Online-Blog #Gardelegen45. Digitales Gedenken und Erinnern zum 75. Jahrestag des Massakers in der Isenschnibber Feldscheune: www.gardelegen75.wordpress.com (Stand vom 5. 11. 2020).
- 13 Eine Auswahl an ersten Medienberichten über die eröffnete Dauerausstellung im Dokumentationszentrum der Gedenkstätte Gardelegen: Ausstellung über Massaker in der Isenschnibber Feldscheune, in: Süddeutsche Zeitung, 11. 9. 2020; Bernd-Volker Brahm: Neue Blickwinkel auf ein Kriegsverbrechen in der Altmark, MDR Sachsen-Anhalt, 14. 9. 2020, www.mdr.de/sachsen-anhalt/stendal/gardelegen/eroeffnung-neue-erinnerungsstaette-isenschnibbe-100.html (Stand vom 5. 11. 2020); Elke Weisbach: Pädagogisches Herzstück wird eröffnet, Volksstimme, 13. 9. 2020; Alexander Walter: Gardelegen erhält neuen Gedenkort, in: Volksstimme, 15. 9. 2020; Ausstellung an Tatort, an dem mehr als 1000 KZ-Häftlinge bei Scheunen-Massaker starben, in: Tag 24, www.tag24.de/nachrichten/regionales/sachsen-anhalt/mehr-als-1000-kz-haeftlinge-starben-bei-massaker-in-feldscheune-isenschnibbe-jetzt-gibt-es-eine-ausstellung-am-tatort-1644037 (Stand vom 5. 11. 2020); Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe Gardelegen: Manchmal gibt es Wartezeiten, in: Altmark-Zeitung, 28. 9. 2020.

»Im Gefolge der SS: Aufseherinnen des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück«

KONZEPTION UND GESCHICHTE EINES AUSSTELLUNGSPROJEKTES

Simone Erpel und Insa Eschebach

»Walküre« und »Revolver-Anna« quälten die Frauen im KZ« – mit dieser Schlagzeile betitelte die WELT am 7. September 2020 ihre Besprechung der neuen Ausstellung der Gedenkstätte Ravensbrück. Von der Revolver-Anna, der Walküre und der Blutigen Bryggyda eilt der Text dann über die Beschreibung einiger brutaler Prügelszenen zielgerichtet zu den Bordellen, das zweite sexualisierte Thema, das stets erneut mit dem Frauen-Konzentrationslager verbunden wird – und dies, obwohl von den Bordellen, in denen Häftlingsfrauen in der Tat Zwangsarbeit geleistet haben, in der neuen Ausstellung überhaupt nicht die Rede ist.

Die Zeitschrift ANTIFA sieht hingegen in ihrer Besprechung der Ausstellung vom 24. September 2020 folgendes Problem: Sie vermisst Wertungen und Deutungsangebote seitens der Ausstellungsmacherinnen. Der Eindruck entsteht, die ANTIFA wünscht sich die volkspädagogischen Narrative zurück, wie sie in den alten historischen Ausstellungen der DDR üblich waren: Wie etwas zu denken und zu deuten war, wurde hier stets in sehr klaren Worten mitgeteilt.

Diese beiden Besprechungen der WELT und der Zeitschrift ANTIFA vermitteln einen Eindruck von den Schwierigkeiten, mit der eine KZ-Gedenkstätte konfrontiert ist, wenn sie das Thema des weiblichen SS-Gefolges in einer Ausstellung zu verhandeln sucht. Bevor wir im Folgenden Konzeption und Narrativ der neuen Ausstellung der Gedenkstätte Ravensbrück vorstellen, geht es zunächst um die Geschichte dieses Projekts und damit um die Bedenken und Vorbehalte, die es von Anfang an begleitet haben. Das sexualisierte Klischee der schönen, blonden, uniformierten und zugleich dekolletierten blonden SS-Aufseherin, das seit 1945 fester Bestandteil der populären Bildgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager ist, stellt eine weitere und andauernde Herausforderung dar.

Einwände und Entgegnungen

Als die Gedenkstätte Ravensbrück im Jahr 2004 ihre erste Ausstellung zur Geschichte des weiblichen SS-Personals des Frauen-KZ eröffnete,¹ war ihr eine knapp sieben Jahre andauernde Debatte voraus gegangen. Erste Überlegungen zu einem Ausstellungskonzept waren Thema eines bundesweiten Gedenkstattenseminars, das unter dem Titel »Täter und Tatgehilfen im Nationalsozialismus. Zur Darstellung der Täter in Gedenkstätten« auf Einladung der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung und des Gedenkstättenreferats der Stiftung Topographie des Terrors im November 1996 in Hannover stattgefunden hat.² Den Auftakt dieser Debatte, die heftig und zum Teil »hoch kontrovers« verlief, hat Detlef Garbe jüngst in einem konzisen Aufsatz zusammengefasst und auch die Kritikpunkte rekonstruiert, die anfangs gegen die konzeptionellen Überlegungen zum Ravensbrücker Ausstellungsprojekt sprachen.³

Die Bedenken bezogen sich erstens auf die Wahl des Ausstellungsortes, eines der acht ehemaligen Wohnhäuser der Aufseherinnen. Die Frage war, ob nicht ein SS-Funk-

tionsgebäude der Lagerverwaltung eher auf »die Strukturen und Techniken der Herrschaftsausübung« hinweisen könne als das Aufseherinnenhaus mit seinem anheimelnden Landhauscharakter.

Zweitens schien der Fokus auf die »niedrigen Ränge« des weiblichen SS-Gefolge problematisch, weil damit eine »ungewollte Entlastung der gesellschaftlichen Eliten« einhergehen könne. Drittens rief »eine zu starke Gewichtung der biografischen Zugänge« Besorgnis hervor: Bestehe nicht die Gefahr, dass die Aufseherinnen »als eher armselige Opfer der Verhältnisse« erschienen könnten? »Bleibt nicht die eigentlich politisch relevante Frage, nämlich wie es überhaupt passieren konnte, dass die Macht über Leben und Tod in die Hände jener zumeist einfachen und unbedarften KZ-Aufseher/-innen gelangte, im Verborgenen?«⁴ Hinzu trat die Sorge, dass die bauliche Wirkung der dem Häftlingslager vorgeordneten SS-Wohnsiedlung letztlich zu sehr dominieren und eine dort implantierte Ausstellung eine »Gewichtsverlagerung zuungunsten der historischen Bedeutung und damit des ›Ortes der Opfer‹ eintreten« könne.⁵

Last not least wurde von verschiedenen Seiten, von den Gremien der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, die das Ausstellungsvorhaben begleiteten wie auch von den Häftlingsverbänden, befürchtet, dass sich eine Ausstellung über das weibliche SS-Gefolge in Ravensbrück zu einer Pilgerstätte für Revisionisten entwickeln könnte. Ähnliche Vorbehalte äußerten auch die Häftlingsverbände im Vorfeld der Ausstellungsöffnung »Dienststelle KZ Neuengamme. Die Lager-SS« im Jahr 2005. Tatsächlich aber erwies sich diese Sorge als unbegründet: Beide Ausstellungen, die 2004 in Ravensbrück eröffnete Ausstellung zum weiblichen SS-Gefolge wie auch die ein Jahr später eröffnete Neuengammer Ausstellung zur Lager-SS wurden nicht nur von den Häftlingsverbänden, sondern auch in der Presse und der Geschichtswissenschaft ausgesprochen positiv beurteilt.⁶

Nun sollte man die Diskussionen um die Ravensbrücker Ausstellung, bei der es sich um die erste Gedenkstättenausstellung zum Thema des KZ-Personals handelte, in ihrem zeitlichen Kontext verorten: Christopher Brownings bahnbrechende Studie zu den »Ordinary Men: Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland« war



Foyer der neuen Dauerausstellung mit Faltwand.
Foto: Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück/Brandenburgische Gedenkstätten (MGR/SBG), 2020

1992, ein Jahr später in Deutschland, erschienen. Danial Jonah Goldhagen's »Hitler's willing Executioners« kam 1996 nahezu zeitgleich in den USA und Deutschland heraus. Die neuere Täterforschung hat insgesamt erst in den 1990er-Jahren Fahrt aufgenommen; erste Studien zu weiblicher NS-Täterschaft waren im Kontext der historischen Frauen- und Geschlechterforschung bereits in den 1980er-Jahren auf den Weg gebracht worden: Erinnert sei hier an die Studie von Claudia Koonz »Mothers in den Fatherland. Women, the Family, and Nazi Politics« (1986), die 1991 auf Deutsch erschienen war und ausgesprochen kontrovers verhandelt wurde.⁷

Mit den Studien von Koonz, Browning und Goldhagen war deutlich geworden, dass es sich bei den Täterinnen und Tätern, wie Frank Bajohr pointiert formuliert, »keineswegs um eine gewaltbereite oder besonders fanatisierte Negativauslese der damaligen deutschen Gesellschaft« gehandelt hat. Daher müsse man sich die Frage stellen, ob »Täterforschung« nicht überhaupt »im Rahmen einer breit angelegten Gesellschaftsgeschichte des ›Dritten Reiches‹ betrieben werden sollte«. ⁸ Dieser Ansatz, Herrschaft als soziale Praxis zu verstehen, war nun in den 1990er-Jahren noch nicht sonderlich verbreitet. Aus der Perspektive eines eher politikgeschichtlichen ›Sehepunktes‹ können in der Tat weder die »niedrigen Ränge« des KZ-Personals noch deren Wohnräume zur Aufklärung über die Funktionsweisen eines Konzentrationslagers sonderlich viel beitragen.

Und in der Tat stellt das »Aufseherinnenhaus« als Ausstellungsort eine Herausforderung dar: Man kann die kleinen Wohneinheiten dort durchaus als abgeschirmte Gegenwelten zur Arbeitswelt verstehen; Spuren der beruflichen Tätigkeit der Bewohnerinnen sind hier kaum zu finden. Es handelt sich um bürgerliche Wohnräume, wie sie im 20. Jahrhundert üblich waren, damals noch ausgestattet mit Gardinen, die die Räume nach außen abschirmten, Räume, die auf eine schrecklich normale Weise Behaglichkeit und Geborgenheit vermitteln. Aber finden wir in diesen Räumen nicht genau einen der zweifelsohne zahlreichen Gründe, warum Konzentrationslager als Arbeitsstätte für alleinstehende Frauen funktionieren konnten? Lohnarbeiterinnen und junge Frauen vom Lande mögen diese Art der Unterkunft als ausgesprochen angenehm, wenn nicht gar als privilegiert empfunden haben. Ein solches Haus kann durchaus etwas über die Motive für den Dienst einer SS-Aufseherin mitteilen. Wichtig ist die Frage nach dem Referenzrahmen, nach »der Art und Weise, wie Menschen ein gegebenes setting interpretieren und wie sie sich aufgrund dieser Interpretation zu einer Handlung entschließen.«⁹ Harald Welzer misst in diesem Zusammenhang der Kategorie der sozialen Zugehörigkeit große Bedeutung bei: Die »absolute Unterscheidung von Zugehörigen und Nicht-Zugehörigen« sei ein entscheidendes Merkmal mörderischer Gesellschaften, wobei es »nur noch eine graduelle, keine prinzipielle Frage« mehr ist, »wie mit den Nicht-Zugehörigen zu verfahren« sei.¹⁰ Das Aufseherinnenhaus steht ein für diese Zugehörigkeit auch der niedrigen Ränge zur NS-»Volksgemeinschaft«, es zeugt von der Wertschätzung, die den Bewohnerinnen bis 1945 zuteil wurde.

Nun sind KZ Gedenkstätten wie Ravensbrück normativ wie moralisch hochcodierte Orte. Sie stehen vor der Aufgabe, in ihren Ausstellungen eine Balance zu finden zwischen normativen Setzungen einerseits und kritischer Reflexion andererseits. Referenzrahmen, Diskurslogiken und Deutungsmuster zu analysieren, vorherrschende Narrative zu hinterfragen und ggf. zu dekonstruieren sind zentrale Bestandteile historischen Arbeitens. Gleichwohl erweist sich diese Aufgabe bei der Thematisierung des KZ-Personals als besonders schwierig, denn es gibt die Tendenz, NS-Verbrechen »für eine



Die 90 cm hohen Metalltafeln wirken wie ein Band, das sich durch die Räume zieht. Foto: MGR/SBG, 2020

Selbstbestätigung moralischer Überlegenheit« zu funktionalisieren. Bestätigt werden soll »das Selbstbild einer fundamentalen Unverbundenheit mit den an den Verbrechen Beteiligten«, wie Astrid Messerschmidt beobachtet, wobei sie diese Distanzierung weniger individuell begründet sieht als vielmehr bedingt durch die »Selbstbilder einer Demokratie, die sich als Antwort auf die Verbrechen Geschichte versteht und sich als das ganz Andere im Gegensatz dazu repräsentiert.«¹¹ Anders formuliert: Die Nazis sind immer die Anderen. Ein Blick auf die Biografien von ehemaligen SS-Aufseherinnen zeigt indes, dass sie sich kaum für die Repräsentation des »ganz Anderen« eignen. Ohnehin war zu keinem Zeitpunkt von einer biografischen Ausstellung die Rede: Schon die ersten Überlegungen von 1996 fokussierten auf einen quellenkritischen und rezeptionsgeschichtlich orientierten Ansatz, der die Erinnerungen ehemaliger Häftlinge an die Aufseherinnen in den Vordergrund stellte wie auch die Erinnerungen der Fürstenberger an diese Frauen, die Ermittlungs- und Strafverfahrensunterlagen und schließlich die fragmentarischen Dokumente aus der NS-Zeit.¹² Kontextualisierung, Historisierung und Multiperspektivität sind die drei methodischen Zugänge, die sich für die Auseinandersetzung mit dem Thema des SS-Gefolges im Rahmen einer Ausstellung als sinnvoll erwiesen haben.

Indes schiebt sich, wie auch das Eingangszitat zeigt, das in der popular culture verbreitete Bild der devianten und sexualisierten Frau und Bestie offenbar reflexhaft vor jedes Bemühen, sich mit dieser Gruppe von Frauen, ihren Motiven, Verhaltensweisen und Handlungsoptionen zu befassen. Filme wie »Ilsa, She-Wolf of the SS«, »SS-Experiment«, »Lager SS 5 – L'Inferno delle Donne«, »Nazi Love Camp #27« bis hin zu Spielfilmen wie Liliana Calvanis »Der Nachtportier« (1973) oder »Sieben Schönheiten« von Lina Wertmüller (1976) wie auch der pornografische Sektor haben zur Prominenz voyeuristisch geprägter Erzählmuster beigetragen.¹³ »Sexismus«, so die Kunsthistorikerin Silke Wenk, »erleichtert und stützt die Konstruktion des ganz Anderen.«¹⁴ Das Bild der SS-Aufseherin als weibliche Bestie wird gezeichnet, um sich von ihr und damit von den NS-Verbrechen mit Schrecken abwenden zu können. Die Faszinationskraft des Bösen zeigt sich etwa in dem »Hot Toy – Silken Floss«, einer in Japan produzierten

blondhaarigen Figur in schwarzer SS-Uniform: Diese Figur, von der im Folgenden noch die Rede sein wird, präsentieren wir in der neu eröffneten Ausstellung, die im Unterschied zu der ersten Ausstellung von 2004 nun auch das Thema der SS-Aufseherin in der Populärkultur zum Thema macht. Nicht zuletzt sind fünf temporäre künstlerische Interventionen Teil der Ausstellung.

Konzept und Narrativ

Eine neue Ausstellung zum Thema des weiblichen SS-Personals war nach 16-jähriger intensiver Nutzung der alten Ausstellung notwendig geworden. Darüber hinaus hatte sich der Forschungsstand weiter entwickelt. Was nun sind die wesentlichen Neuerungen dieses neuen, von der Beauftragten des Bundes für Kultur und Medien und dem Brandenburgischen Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur finanzierten Ausstellungsprojektes?

Die erste Ausstellung zielte in erster Linie darauf ab, KZ-Täterschaft zu entdämonisieren und – im Falle des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück – die pathologisierten Aufseherinnen, die nach 1945 aus der deutschen Gesellschaft in Ost und West hinaus interpretiert worden waren, gewissermaßen in die deutsche Gesellschaftsgeschichte zu »re-integrieren«.¹⁵ In noch stärkerem Maße als ihre Vorgängerausstellung thematisiert die neue Ausstellung KZ-Aufseherinnen als durchschnittliche, junge Frauen. Die KZ-Täterinnen werden nicht isoliert, sondern als Teil der NS-»Volksgemeinschaft« dargestellt, lebten sie doch in einer Gesellschaft, die von aggressiven Feindbildern durchzogen war, und die befürwortete, dass als »rassisch unerwünscht« oder als »gemeinschaftsfremd« definierte Bevölkerungsteile ausgegrenzt und verfolgt wurden. Daraus folgt notwendigerweise eine intensive und breit angelegte Untersuchung der Motive, den Dienst als KZ-Aufseherin aufzunehmen. Es werden in der Ausstellung daher Rekrutierungswege und Karriereoptionen dargestellt. Besonderes Augenmerk gilt der Dienstverpflichtung, die nach 1945 Aufseherinnen häufig als Entlastungsstrategie nutzten. Es war uns wichtig, die Transformation und die Verschiebung des Normalitätsdiskurses darzustellen: Was waren die Gründe dafür, dass diese Frauen den KZ-Dienst als »normal« ansahen? Ein Eindruck von der Transformation vermittelt eine im Foyer des Erdgeschosses angebrachte Faltwand, die gleichsam den Auftakt zur Ausstellung bildet. Zu sehen sind dort zwei ineinander geschnittene großformatige Fotografien: Das eine Bild zeigt einen Betriebsausflug des KZ-Personals in Zivil, das andere die anlässlich eines Himmler-Besuches in Ravensbrück angetretenen Aufseherinnen in Uniform. Die Wandcollage changiert; je nach Standort der Betrachtenden dominiert mal das eine, mal das andere Bildmotiv.

Größere Bedeutung kommt auch den Egodokumenten der Aufseherinnen zu: Im gesamten ersten Stockwerk des Gebäudes werden anhand von Privatfotografien und Häftlingszeichnungen, Briefen, Erinnerungen und Filmen sowie Audio- und Videointerviews die Selbstwahrnehmung der Aufseherinnen und die Erinnerungen ehemaliger Häftlinge bewusst miteinander konfrontiert. Schließlich ist die Faszinationskraft der Figur der »SS-Aufseherin« in der Populärkultur ein eigenes Thema der neuen Ausstellung. Als letztes Kapitel bildet es gewissermaßen den Gegenpol zu den ersten fünf Kapiteln der Ausstellung, der die »ganz normalen Frauen« historisch kontextualisiert. Das Klischee der gewaltbereiten, sadistischen, triebhaften Aufseherin ist längst fester Bestandteil einer virtuellen Realität, die auch Einfluss auf die Formung eines



Blick in das Foyer im 1. Stock in der Gestalt-ung von 2004. Foto: Cordia Schlegelmich, 2017

zukünftigen Geschichtsbewusstseins nimmt. Wir nehmen an, dass es im Rahmen der historisch-politischen Bildungsarbeit zu zahlreichen Diskussionen in diesem Raum kommen wird. Denn die Dämonisierung und – im besonderen Falle der weiblichen Täterschaft – die Sexualisierung von Täterschaft ist nicht nur für sich gesehen problematisch. Sie ist paradoxerweise auch eine Form der Verharmlosung. Das »böse Subjekt« wird für triebhaft und unmündig erklärt, ähnlich der Hauptfigur in Bernhard Schlinks Roman »Der Vorleser«, die nicht lesen und schreiben kann. Die Ausstellung argumentiert dagegen und belegt ihre Position nicht zuletzt durch neue Materialien, wie die Aussagen zweier als Aufseherinnen dienstverpflichteter Frauen, die den KZ-Dienst aus Gewissensgründen verweigert haben. Nach einem kurzen Aufenthalt im Lager, wo sie »das himmelschreiende Elend« entsetzte, ließen sich die beiden beim Kommandanten melden und quittierten ihren Dienst – mit der einzigen Folge, dass sie die Kosten für die Heimreise selbst aufbringen mussten.

Neu an der Ausstellung ist aber auch, dass Ravensbrück als zentrales Ausbildungslager für das gesamte weibliche Wachpersonal der Konzentrations- und Vernichtungslager thematisiert und damit seine Funktion und Bedeutung im System der nationalsozialistischen Konzentrationslager pointiert dargestellt wird. Die Ergebnisse der neueren Täterforschung aufgreifend, die heute die mittlere und untere Konzentrationslager-SS im Zentrum der Aufmerksamkeit stellt, wird die Gruppe der Aufseherinnen differenziert in:

- a) »altgediente« Aufseherinnen, die mehrheitlich aus dem Mecklenburgischen stammten
- b) das Gros der dienstverpflichteten Lohnarbeiterinnen und
- c) »volksdeutsche« Frauen.

Ausgewählte biografische Skizzen verdeutlichen, dass diese Frauen einen Querschnitt der nationalsozialistischen Gesellschaft abbilden, so wie wohl keine andere Gruppe unter dem Wachpersonal der Konzentrationslager. In einem eigenen Kapitel werden außerdem beispielhaft die Karrierewege einiger Oberaufseherinnen und stellvertretenden Oberaufseherinnen dargestellt.

In Dialog mit
Privatfotos von
Aufseherinnen:
Video-Arbeit von
Arnold Dreyblatt in der
Ausstellung. Foto:
Dante Busquets, 2020



Die neue Ausstellung rückt die Bedingung und Möglichkeit von Gewaltverhältnissen in den Fokus. Damit reflektiert sie das Forschungsinteresse der neueren Täterforschung, das sich gewissermaßen von den Tätern und Täterinnen hin zur Tat verschoben hat. Denn Gewalt ist keine exklusive Eigenart des oder der per se Gewalttätigen, sondern funktioniert eingebettet in Strukturen. Hierarchien, Belohnungssysteme, Opportunismus wie auch die subjektive berufliche Strebsamkeit sind von entscheidender Bedeutung. Deshalb ist das Sozialverhalten der Aufseherinnen, das Nebeneinander von Wohnort und Tatort ebenso Thema wie die Funktion der »eigenen Bude« im Aufseherinnenhaus im Rahmen der strukturellen Gewalt des KZ-Systems.

Anders als es viele Besucherinnen und Besucher vermuten, stand nur eine verschwindend geringe Zahl von Aufseherinnen nach 1945 vor Gericht. Im Unterschied zur ersten Ausstellung, die den juristischen und gesellschaftlichen Umgang mit der KZ-Täterschaft ausführlich in drei Kapiteln behandelte, stellen wir in der neuen Ausstellung die juristische Aufarbeitung in einem übersichtlich gebündelten Kapitel dar. Der Aktualität des Themas haben wir Rechnung getragen, indem wir den Paradigmenwechsel in der deutschen Rechtsprechung von 2011 akzentuieren. Im Prozess gegen den Wachmann John Demjanuk sah es das Gericht als erwiesen an, dass Demjanuk durch seinen Einsatz im Vernichtungslager Sobibor zwangsläufig Beihilfe zum Mord geleistet hatte. Dieses Urteil löste 2017 auch erneut Verfahren gegen ehemalige Ravensbrücker Aufseherinnen aus. Die Geschichte ist also nicht abgeschlossen.

Visualisierung und Exponate

Die aktuelle Ausstellungsgestaltung, verantwortet von büroberlin, respektiert das Aufseherinnenhaus als ein historisches Exponat. Im Erdgeschoss gibt es eine Art Band, welches sich an den Wänden der Wohneinheiten entlang schlängelt. Auf diese Weise bleibt die historische Raumstruktur sichtbar und der Blick aus den Fenstern unverstellt. Ein grüner Farbton weckt Assoziationen mit der feldgrauen Farbe der Uniform; als Akzentfarbe dient ein leicht stechendes Gelb. Ein größerer Unterschied zur Gestaltung der Ausstellung von 2004 lässt sich kaum denken: Diese bestand aus einem anthra-



Bislang unbekannter Schnappschuss von 1941: Oberaufseherin Johanna Langefeld mit ihrem Sohn Herbert und Johanna Bracken in der SS-Wohnsiedlung. Foto: MGR/SBG

zitgrauen Wandsystem, welche die Struktur der Wohnungen durchkreuzte und den Blick nach draußen verstellte. Bei der damaligen Ausstellungsarchitektur, verantwortet von Frey+Aichele, handelte es sich um einen Reflex auf die eingangs geschilderten Bedenken: Das Wandsystem, das aus putzbeschichteten MDF-Platten gefertigt war und mit den Jahren den unangenehmen Geruch von Essigsäure freisetzte, sollte den vermeintlich banalen Wohncharakter durchbrechen, damit ein »Gefühl von Behaglichkeit [...] in dem beklemmenden Labyrinth nicht aufkommen«¹⁶ sollte. Doch die langjährige Erfahrung mit der Ausstellung hat Anderes gezeigt: Besucherinnen und Besucher empfinden gerade das vermeintlich Private dieses Gebäudes nicht als behaglich, sondern als geradezu verstörend, besonders die Fotografien, auf denen Aufseherinnen in ihrer Freizeit in der Umgebung der wohnlichen Aufseherinnenhäuser zu sehen sind.

Die neue Dauerausstellung ist ohne diese privat gefertigten SS-Fotografien nicht zu denken. Die Beiläufigkeit vieler dieser Aufnahmen, das alltägliche und scheinbar gewaltfreie Umfeld, das die Frauen während ihrer Dienstzeit (und immer außerhalb des Häftlingslagers) dokumentierten, ist keine Form der Verharmlosung, wie man vor Jahren vielleicht noch mutmaßte. Ganz im Gegenteil stehen diese Bilder geradezu für die Unmittelbarkeit von Wohn- und Tatorten, Dienst und Vergessen. Dies ist in besonderem Maße prägnant, wenn etwa die Kinder der Aufseherinnen vor der bekannten Wohnsiedlung abgelichtet werden, eine Ansicht, Urlaubsbildern vergleichbar, und doch mit dem Lagertor in der unmittelbaren Nähe der Fotografierten.¹⁷ Besucherinnen und Besucher können mittels der privaten SS-Fotografien einen wichtigen Zusammenhang erkennen: Die Nähe von Wohnort und Häftlingslager beförderte beim Wachpersonal das Gefühl, in einem Kosmos mit eigenen Gesetzmäßigkeiten zu leben. Diese Abgeschlossenheit der KZ-Anlage bestärkte die Wahrnehmung, ihr Dienst sei eine Arbeit wie jede andere und körperliche Gewalt rechtens.

Als die Gedenkstätte Ravensbrück die erste Ausstellung zum weiblichen SS-Personal entwickelte, standen die Stimmen der Überlebenden im Vordergrund und haben das Ausstellungsvorhaben zur weiblichen Täterschaft geprägt. In der neuen Dauerausstellung erhalten die Interviews mit insgesamt drei ehemaligen Aufseherinnen deutlich



Uniform, die der Aufseherin Bernigau zugeschrieben wird.
Foto: MGR/SBG. 2020

mehr Raum. In einem eigenen Ausstellungskapitel sind Interviews mit ihnen und ihren Töchtern zu hören und zu sehen. In der Regel betonten die Befragten, erst durch die Häftlinge auf die verbrecherischen Vorgänge aufmerksam geworden zu sein. Oder sie entlasteten sich mit Beteuerungen wie: »Als nachher wirklich was passiert ist, war ich nicht mehr dort.« Sie gaben an, niemals Misshandlungen oder Mordaktionen mit eigenen Augen gesehen oder dabei geholfen zu haben. Eine der Interviewten, die aus dem bombengeschädigten Ruhrgebiet nach Ravensbrück versetzt worden war, fühlte sich »unschuldig schuldig« und äußerte zugleich, sie habe in Ravensbrück »die schönste Zeit« ihres Lebens verbracht. Kinder von Aufseherinnen treten in der Regel für die Rehabilitation ihrer Mütter ein.

Die kryptischen Selbstdarstellungen ehemaliger Aufseherinnen, die wir wohl zu Recht als beredtes Schweigen bezeichnen können, werden durch persönliche Souvenirs der Interviewpartnerinnen ergänzt, die erstmals ausgestellt werden. Es handelt sich um Objekte aus der Zeit des Konzentrationslagers, wie etwa ein Tischkärtchen von einer Weihnachtsfeier und ein Holzkästchen mit der Inschrift »K.L. Ravensbrück, Jänner 1943«. Mit großer Wahrscheinlichkeit sind beide Objekte von Häftlingen für die Aufseherin angefertigt worden. Zu sehen sind auch zwei Messer und eine Tasse, die vermutlich aus der SS-Kantine stammen. Die Gegenstände wurden zumeist im Zuge der Interviews von den ehemaligen Aufseherinnen oder von ihren Angehörigen der Gedenkstätte übergeben.

Eine andere Art von Souvenir brachte die Französin Simone Regnault nach der Befreiung nach Hause, als sie im Mai 1945 aus dem KZ-Außenlager Zwodau nach Paris zurückkehrte. Sie nahm die Mütze einer Aufseherin mit. Jahre später übergab sie das Schiffchen Antoine Cordier, dem damals zehnjährigen Sohn ihrer Freundin Sylvie Cordier, die als Mitglied der Résistance 1944 ebenfalls in das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück deportiert worden war. Antoine Cordier, der heute in Cincinnati lebt, stiftete die Mütze der Gedenkstätte 2019.¹⁸ Seiner Einschätzung nach habe Simone Regnault die Mütze als Trophäe und Symbol für den Sieg über das nationalsozialistische Deutschland mitgenommen.



In Sichtweite der Uniform-Mütze, die als Replika in der Ausstellung zu sehen ist, befindet sich ein direkt auf die Wand aufgebrachtes Zitat. Es handelt sich um die sehr präzise Beobachtung der französischen Ethnologin und Ravensbrück-Überlebenden Germaine Tillion, die erlebte, wie erschreckend schnell neue Aufseherinnen nach der Uniformeinkleidung ihr Mitgefühl und ihre Umgangsformen abstreiften und sich an die im Lager herrschende Unmenschlichkeit gewöhnten. Beim Gang durch die Ausstellung werden die Besucherinnen und Besucher hin und wieder auf Zitate stoßen, die nicht nur von Häftlingen, sondern auch von Aufseherinnen, von der Staatsanwaltschaft oder von den Nachbarn aus Fürstenberg stammen. Die einzige »externe« Position ist ein Fragment aus einem Gespräch mit Hannah Arendt aus dem Jahre 1964: »Niemand hat das Recht zu gehorchen.« Es ist in dem Raum platziert, der die Strafverfolgung der Aufseherinnen thematisiert. Die Zitat-Collage ist eine eigenständige Ausstellungsebene, die zum Assoziieren und Nachdenken einladen möchte.

Das schwierigste Objekt der Ausstellung ist die Uniform einer Aufseherin; schwierig, weil die 2008 von einem Sammler angekaufte Uniformkleidung Rätsel aufgibt. De facto handelt es sich nicht um eine Aufseherinnen-Uniform, sondern um die einer SS-Helferin, erkennbar an dem SS-Aufnäher auf der Jacke.¹⁹ In Rock und Jacke befindet sich das Namensschild »Bernigau. KL Groß-Rosen«, im Rockbund zudem ein Etikett der Reichszeugmeisterei in München (RZM). Diese kontrollierte Herstellung und Verkauf der Uniformen der NSDAP und ihrer Gliederungen, also auch der SS. Die genannte Bernigau war zwar nachweislich Oberaufseherin im KZ Groß-Rosen wie auch Aufseherin in Ravensbrück, doch im Unterschied zu den SS-Helferinnen gehörte sie als nicht zur SS-Sippengemeinschaft. Ob sie eine SS-Uniform trug, ist daher fraglich. Die Uniform könnte also eine Fälschung sein. Für diese Annahme spricht, dass die graue Mütze mit silberner Paspelierung nicht zur Helferinnen-Ausstattung gehörte, denn deren Mütze war braun. Für Militaria und vor allem für SS-Uniformen gibt es einen großen internationalen Absatzmarkt. Diese Uniformen stehen für die Zugehörigkeit zu einer Elite und symbolisieren Dominanz. Vermutlich ist das der Grund dafür, dass für Uniformen von Aufseherinnen, ob Original oder Fälschung, hohe Summen gezahlt werden. In der

Auftakt des Kapitels
»Im Gefolge der SS« ist
eine private SS-Foto-
grafie; rechts die
gestiftete Aufseherin-
nen-Mütze und dahinter
ein Wandzitat.
Foto: MGR/SBG, 2020



Ausstellung wird deshalb die Uniformkleidung von Jane Bernigau mit Bedacht dort präsentiert, wo »die« KZ-Aufseherin als popkulturelles Phänomen und deren Uniform als begehrtes Gut thematisiert wird.

Wie erwähnt sind sexualisierte Darstellungen des weiblichen Wachpersonals vor allem im Bereich der Populärkultur und dem pornografischen Sektor verbreitet. Die Uniform der KZ-Aufseherin dient dort als ein sexueller Fetisch. Beispielhaft für dieses Vorstellungsmuster steht das »Hot Toy – Silken Floss«. Die etwa 35 cm große Puppe ist ein Fan-Artikel aus dem Kontext des US-amerikanischen Film »The Spirit«.²⁰ Der Superheld namens »The Spirit« ist ursprünglich eine Schöpfung des US-amerikanischen Comiczeichners jüdischer Herkunft Will Eisners, der die Figur während des Zweiten Weltkriegs erfand. Der mit Superkräften ausgestattete Held unterstützt die Polizei bei der Verbrechensbekämpfung in einer Stadt namens Moloch und trifft dabei auf den Erzschorke Octopus. Die Anspielung auf NS-Deutschland und Hitler ist unverkennbar. Die im Spielfilm 2008 von Scarlett Johansson verkörperte Silken Floss ist Ärztin, eine ebenso böse wie erotische Gehilfin des Schurken Octopus. Im Comic ist Silken Floss noch brünett und trägt einen weißen Arztkittel. Erst in dem Spielfilm wurde aus ihr eine Blondine in schwarzer SS-Uniform. In dieser Figur verdichten sich gleich zwei Schreckensbilder: Die der blonden und gefährlichen SS-Aufseherin und die mit einer großen Spritze ausgestatteten Nazi-Ärztin.

In der Ausstellung befindet sich die SS-Barbie in dem kleineren Raum des Appartements während die erwähnte Uniform der SS-Helferin in dem benachbarten größeren Raum präsentiert wird. Getrennt durch die Zimmerwand stehen beide Exponate gewissermaßen Rücken an Rücken und thematisieren auf ihre Weise die große Spannweite von historischer Uniform(fälschung) bis hin zur reinen Fiktionalisierung.

Interventionen

Im Dialog mit der historischen Ausstellung haben fünf international renommierte Künstlerinnen und Künstler in einem von der Bundeskultur-Stiftung geförderten Projekt Interventionen entwickelt. Ihre Arbeiten befassen sich mit dem Milieu und den



Das Aufseherinnenhaus mit der Soundarbeit von Moritz Fehr »Der unsichtbare Chor« auf dem Balkon des Hauses.
Foto: Dante Busquets, 2020

Repräsentationen der Ravensbrücker SS-Aufseherinnen auf der Basis rechnerorientierter Ansätze.

»Das Mädels begrüßt die Führer mit ausgestrecktem Arm«, ist in einem der ehemaligen Wohnräume des Aufseherinnenhauses zu vernehmen. Dass man sich »von unnatürlichen Anforderungen« wie der »falsch verstandenen Emanzipation« befreien möge, dass »wir deutschen Frauen (...) stolz und freudig unter dem Gesetz des Nationalsozialismus« stehen, auf Luxus verzichten wollen und dennoch das gerne tun, was gefordert wird... Sätze wie die zitierten sind in einer der zwei Teile umfassenden Filminstallation mit dem Titel »An die Deutsche Frau« von Arnold Dreyblatt zu hören: Zwei Sprecherinnen lesen Passagen aus Büchern und Zeitschriften wie der NS-Frauenwarte und weiteren Ratgebern, die die explizit geschlechtsspezifisch argumentierende Ideologie der NS-»Volksgemeinschaft« eindrucksvoll transportieren.

»Der unsichtbare Chor« von Moritz Fehr führt Lieder auf, die in Ravensbrück nicht nur im Verborgenen gesungen, sondern, wie »Der Mond ist aufgegangen«, wohl auch von dem SS-Personal geduldet wurden. Dominique Hurth hat sich mit Frauenzeitschriften und Magazinen für Innendekoration der 1930er-Jahre und frühen 1940er-Jahre befasst und gemeinsam mit einer Textilgestalterin mehrere Vorhänge in zeitgenössischen Farben und mit beabsichtigten Webfehlern und Laufmaschen nachgewebt und an einige der Fenster angebracht. Bei einer zweiten Installation von Hurth handelt es sich um eine Sitzbank im oberen Flurbereich des Hauses, auf der Kissen mit darauf gestickten Fragmenten aus den Gerichtsprotokollen der Aufseherin Irma Grese drapiert sind. Bilder der benachbarten Unterführerhäuser hat Susanne Kriemann mit rauen Pigmentschnipseln versehen und reflektiert so die Überlagerung von Biosphäre und Geschichte dieses Ortes. Auf ORWO-Filmen aus Wolfen, der Nachfolgefirma der Agfa-Werke in Bitterfeld/Wolfen, für die Ravensbrücker Häftlinge Zwangsarbeit geleistet haben, hat Marianna Christofides Bilder aus der Umgebung Ravensbrücks, dem Archiv der Gedenkstätte und einer mehrtägigen Performance festgehalten.

Die Interventionen im Aufseherinnenhaus beziehen sich auf Details, die der historischen Betrachtung häufig entgehen. Gering geschätzte oder nicht besonders beachtete

Künstlerische Intervention von Dominique Hurth im Foyer des 1. Stock. Foto: Dante Busquets, 2020



Nebensächlichkeiten werden in den Interventionen als Symptome oder Indizien gelesen und in neue Konstellationen gebracht. Künstlerische Praktiken verweigern sich der klassischen Dichotomie von Affirmation und Kritik. Künstler, um den Kunsthistoriker Helmut Hartwig zu zitieren, präsentieren »Gegenstände in Ordnungen, die nicht vgängig gesichert sind«, auch wenn sich die Präsentationen »auf vorgegebene Ordnungen« beziehen.²¹ Eben das ist den fünf, an dieser Ausstellung beteiligten Künstlerinnen und Künstlern gelungen. Ihre künstlerischen Interventionen beziehen sich im Sinne einer Spurensuche auf die vorgegebenen Ordnungen des Aufseherinnenhauses und der Vorstellungswelten ihrer Bewohnerinnen. Aber sie reproduzieren nichts, sondern sie setzen etwas genau daneben, eine Irritation, eine Verunsicherung – oder, in den Worten von Marianna Christofides: Es geht um eine »Überwindung des – eine falsche Sicherheit vermittelnden – Klischees«.

Für ein historisches Thema, das von Klischees geradezu umzingelt ist, erweist sich dieser Ansatz als überaus geeignet, um den Tendenzen einer Exterritorialisierung der NS-Verbrechen entgegen zu treten. Im Aufseherinnenhaus ist, auch und gerade dank der künstlerischen Interventionen, das Eigene anzutreffen – das Eigene, das Volkhard Knigge vielleicht meinte, als er von der Aufgabe der »Bewahrung eines öffentlichen und selbstkritischen Gedächtnisses an von den Eigenen an anderen begangenen Staats- bzw. Gesellschaftsverbrechen« geschrieben hat.²²

Dr. Simone Erpel, Historikerin und Ausstellungsmacherin, hat sowohl die erste Ausstellung zur Geschichte des weiblichen SS-Personals 2004 als auch die neue Dauer-ausstellung zum Thema kuratiert.

Dr. Insa Eschbach, Lehrbeauftragte am Institut für Religionswissenschaft der FU Berlin. Sie hat die erste Ausstellung zum weiblichen SS-Personal wissenschaftlich beraten. Als Gedenkstättenleiterin Ravensbrück (2005–2020) hat sie die Neukonzeption angeregt und das Ausstellungsprojekt geleitet.

- 1 Vgl. Simone Erpel (Hg.), Im Gefolge der SS: Aufseherinnen des Frauen-KZ Ravensbrück. Begleitband zur Ausstellung, Berlin 2007
- 2 Vgl. Insa Eschebach, Das Aufseherinnenhaus. Überlegungen zu einer Ausstellung über SS-Aufseherinnen in der Gedenkstätte Ravensbrück. Gedenkstättenrundbrief Nr. 75, 3/1997, S. 1–12.
- 3 Vgl. im Folgenden: Detlef Garbe, Opferorte waren auch Täterorte. KZ-Gedenkstätten vor der Herausforderung eigener Ausstellungen über Täterinnen und Täter, in: Sabine Arend und Petra Fank (Hg.), Ravensbrück denken. Gedenk- und Erinnerungskultur im Spannungsfeld von Gegenwart und Zukunft, Berlin 2020, S. 165–179, hier S. 171; zur Debatte vgl. des weiteren Jana Jelitzki/Mirko Wetzel, Über Täter und Täterinnen sprechen. Nationalsozialistische Täterschaft in der pädagogischen Arbeit von KZ-Gedenkstätten, Berlin 2010, insbes. S. 107–109.
- 4 Detlef Garbe, Kommentar zum Referat von Insa Eschebach, in: Tagungsreader der Stiftung Topographie des Terrors zur Tagung »Täter und Tatgehilfen im Nationalsozialismus. Zur Darstellung der Täter in Gedenkstätten« in Hannover vom 20. bis 22. 11. 1996 (unveröffentlicht), zit. n. Garbe, Opferorte, S. 171.
- 5 Ebenda S. 170.
- 6 Ebenda. S. 173
- 7 Vgl. den Forschungsüberblick in: Insa Eschebach, Kontexte und Entwicklungen der Ravensbrück-Forschung, in: Dies. (Hg.), Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück. Neue Beiträge zur Geschichte und Nachgeschichte, Berlin 2014, S. 7–27 sowie Elissa Mailänder, Unsere Mütter, unsere Großmütter. Erforschung und Repräsentation weiblicher NS-Täterschaft in Wissenschaft und Gesellschaft, in: Nationalsozialistische Täterschaften. Nachwirkungen in Gesellschaft und Familie, hrsg. im Auftrag der KZ-Gedenkstätte Neuengamme von Oliver von Wrochem unter Mitarbeit von Christine Eckel, Berlin 2016, S. 83–101.
- 8 Frank Bajohr, Täterforschung: Ertrag, Probleme und Perspektiven eines Forschungsansatzes, in: Ders. und Andrea Löw (Hg.), Der Holocaust. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung. München 2015, S. 159–185, hier S. 168.
- 9 Harald Welzer, Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden. Frankfurt am Main 2005, S. 113
- 10 Ebenda S. 244
- 11 Astrid Messerschmidt, Selbstbilder zwischen Unschuld und Verantwortung. Beziehungen zu Täterschaft in Bildungskontexten, In: Nationalsozialistische Täterschaften, a.a.O. S. 115–133, hier S. 117f.
- 12 Vgl. Eschebach, Das Aufseherinnenhaus, a.a.O.
- 13 Vgl. Insa Eschebach, Gespaltene Frauenbilder. Geschlechterdramaturgien im juristischen Diskurs ostdeutscher Gerichte, in: Ulrike Weckel und Edgar Wolfrum (Hg.), »Bestien« und »Befehlsempfänger: Frauen und Männer in NS-Prozessen nach 1945, Göttingen 2003, S. 95–116 sowie Robert Sommer, Perverse Sadisten in SS-Uniform. Zum sexualisierten Bild von TäterInnen in Nazi Pulp und Pornografie, in: Sabine Arend und Petra Fank (Hg.), Ravensbrück denken, a.a.O. S. 114–122.
- 14 Silke Wenk, Hin-Weg-Sehen oder: Faschismus, Normalität und Sexismus, in: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hg.), Erbeutete Sinne. Nachträge zur Berliner Ausstellung »Inszenierung der Macht. Ästhetische Faszination im Faschismus, Berlin 1988, S. 17–32, hier S. 30.
- 15 Vgl. Gerhard Paul, Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und »ganz gewöhnlichen Deutschen«. Die Täter der Shoah im Spiegel der Forschung, in: Ders. (Hg.), Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche, Göttingen 2002, S. 13–90, hier S. 17.
- 16 Simone Erpel, »Im Gefolge der SS: Aufseherinnen des Frauen-KZ Ravensbrück«. Zur neuen Dauerausstellung der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, in: Gedenkstättenrundbrief 122 (2004), S. 8–12, hier: S. 10.
- 17 Die Oberaufseherin Johanna Langefeld mit Herbert und Johanna, 20. Februar 1941, Privatfoto; Fotograf/in unbekannt, MGR/SBG, Foto Nr. 2018/101; Reproduktion. Langefelds Sohn Herbert May (links) lebte mit seiner Mutter in der SS-Wohnsiedlung. Johanna (rechts) war die Tochter der Aufseherin Sophie Gode, die mit Johanna Langefeld befreundet war; Gruppe Aufseherinnen mit Schäferhund, nach 1940, Privatfoto, 6 × 9 cm, Fotograf/in unbekannt, MGR/SBG, Foto Nr. 2019/5.
- 18 Uniformmütze einer Aufseherin, 1940er-Jahre, Stoff mit Hoheitsadler; Schenkung Antoine Cordier, Cincinnati/Ohio, MGR/SBG, V7148 A3, Nachbildung.
- 19 Uniform einer SS-Helferin, der Aufseherin Jane Bernigau zugeschrieben. Schurwolle, Viskose, MGR/SBG, V3240 A3, Nachbildung.
- 20 Action Figur zum Film »The Spirit«, USA 2008, Plastik, Stoff, MGR/SBG, V7396X.
- 21 Helmut Hartwig, Spurensicherung zwischen historischer und ästhetischer Praxis. In: Oliver Bätz und Udo Gößwald (Hg.), Experiment Heimatmuseum. Zur Theorie und Praxis regionaler Museumsarbeit. Bezirksamt Neukölln von Berlin, Abt. Volksbildung/Kunstamt, Marburg 1988, S. 100–105, hier S. 101.
- 22 Volkhard Knigge, Zur Zukunft der Erinnerung, in: APUZ 25–26/2010, S. 10–16, hier S. 11. Anm. 3.

»Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...« und »language matters«

ZWEI PÄDAGOGISCHE PROJEKTE MIT GEGENWARTSBEZUG
IM DOKUMENTATIONSZENTRUM OBERER KUHBERG IN ULM

Nathalie Geyer und Mareike Wacha

Das Projekt »Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...« (2017–2019)

Ausgangspunkt für das bibliothekspädagogische Projekt »Man wird ja wohl noch sagen dürfen« – Zum Umgang mit menschenverachtender und demokratiefeindlicher Sprache« war die Beobachtung, dass Rechtspopulisten und Rechtsextreme gezielt an die völkische Sprache der 1920er/1930er-Jahre anknüpfen und sich die Grenzen des Sagbaren auch im öffentlichen Diskurs verschieben, Jugendlichen aber das Wissen für eine kritische Auseinandersetzung fehlt. Um ein wirksames Aufklärungsinstrument zu schaffen, hat das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e.V. (DZOK) im Rahmen dieses Drittmittelprojekts ein neues Lernangebot entwickelt. Neben den Autorinnen gehörten Gedenkstättenpädagogin Annette Lein und DZOK-Leiterin Nicola Wenge sowie die Ulmer Lehrkräfte Tobias Jeske, Martin König und Sandra Lambacher zum engeren Projektteam.¹

Zentraler Bezugspunkt der Arbeit des DZOK ist der historische Ort. Im Fort Oberer Kuhberg am Stadtrand Ulms befand sich von 1933 bis 1935 eines der ersten nationalsozialistischen Konzentrationslager des Landes Württemberg. Unter den etwa 80 frühen Lagern ist es das einzige in Süddeutschland, das noch weitgehend erhalten und als Gebäude zugänglich ist.

In der heutigen Gedenkstätte werden das Gelände und ausgewählte Räumlichkeiten des ehemaligen KZ für die pädagogische Arbeit genutzt; eine Dauerausstellung bietet vertiefende Informationen. Zahlreiche Bildungsangebote eröffnen kognitive und kreative Lernansätze für Jugendliche aller Schulformen. Eine zweite Säule der Arbeit bildet die Geschäftsstelle in der Ulmer Innenstadt mit Bibliothek und Archiv.

Die Gedenkstätte ist ein Erinnerungs- und Lernort, der sich explizit mit Fragen der historischen Demokratiezerstörung und des Aufbaus der NS-Diktatur befasst. Jugendliche lernen exemplarisch, wie die Nationalsozialisten die Weimarer Republik aushebelten, um eine völkisch-rassistische Zwangsgesellschaft zu errichten, in der politisch Andersdenkende mundtot gemacht und verfolgt wurden. Sie erfahren, wie die menschenverachtende Sprache der Nationalsozialisten unmittelbar 1933 in offenen Terror umschlug und wie stark die Stigmatisierung der Häftlinge als »Volksverräter« auch nach 1945 weiterwirkte.

Ein wichtiger Bestandteil der pädagogischen Arbeit des DZOK ist die Anregung zu Reflexion und Gegenwartsbezug. Hauptziele des hier vorgestellten Projekts und seiner Lernangebote waren und sind die Vermittlung von Informationskompetenz, die Ermunterung zu kritischem Lesen und zu einer respektvollen Kommunikationskultur: Jugendliche sollen für demokratiefeindliche und stark vereinfachende Äußerungen sensibilisiert und dazu befähigt werden, diese zu entschlüsseln und einzuordnen. Anhand vielfältiger Beispiele aus Geschichte und Gegenwart wurden und werden ihnen mittels einer Wanderausstellung, didaktischer Materialien und in Workshops ideologische Grundlagen



menschenverachtender Sprache aufgezeigt und damit Kompetenzen zum eigenständigen Erkennen dieser Muster vermittelt. Ein zentraler Quellenbestand zur Erstellung der Materialien befindet sich in der DZOK-Bibliothek, einer Spezialbibliothek zur nationalsozialistischen Geschichte mit einem großen Anteil von etwa 1300 Titeln an NS-Literatur.

Von Anfang an begleiteten neben Lehrkräften weitere externe Fachleute das Projekt: So standen Sibylle Thelen (Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg) und Professorin Heidrun Kämper (Institut für Deutsche Sprache, Mannheim) dem Projektteam stets beratend zur Seite und brachten sich bei der Erarbeitung sowohl der Wanderausstellung als auch der Abschlusspublikation ein.

Die Wanderausstellung »Man wird ja wohl noch sagen dürfen«

Ein zentrales Instrument, um Denkanstöße zu geben und zur Diskussion anzuregen, ist eine Wanderausstellung, die das DZOK gemeinsam mit Braun Engels Gestaltung erarbeitete. Die Ausstellung »Man wird ja wohl noch sagen dürfen« begleitete und ergänzte das gleichnamige pädagogische Projekt. Sie wurde als gesondertes Projekt durch die Förderung der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und der Stiftung Erinnerung Ulm ermöglicht. Die Ausstellung kam dem pädagogischen Projekt »Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...« direkt zugute. Die Präsentation in Schulen erwies sich beispielsweise für die Vorbereitung und Durchführung von Workshops als gewinnbringend.

Die Wanderausstellung präsentiert acht Schlüsselbegriffe, zeigt ihre Verwendung in Geschichte und Gegenwart und stellt Interventionen vor. Dabei lassen sich drei verschiedene Begriffsgruppen unterscheiden. Die ersten sind Begriffe nationalsozialistischer Sprache, die im heutigen menschenverachtenden und demokratiefeindlichen Diskurs wiederbelebt werden: »asozial«, »Lügenpresse«, »völkisch« und »Volksgemeinschaft«. Darüber hinaus werden »Heimat«, »Volk« und »Widerstand« vorgestellt, mehrdimensionale Begriffe, die heute im ausgrenzenden Sprachgebrauch in ihrem Bedeu-

Vorstellung des Projekts und Gespräche mit Studierenden in der Gedenkstätte im Rahmen des Ulmer »Festival contre le racisme«, Juli 2017.
Foto: Archiv DZOK

tungsspektrum stark verengt beziehungsweise umgedeutet werden. Außerdem enthält die Ausstellung den aktuellen rechtsextremen Kampfbegriff »Schuldkult«.

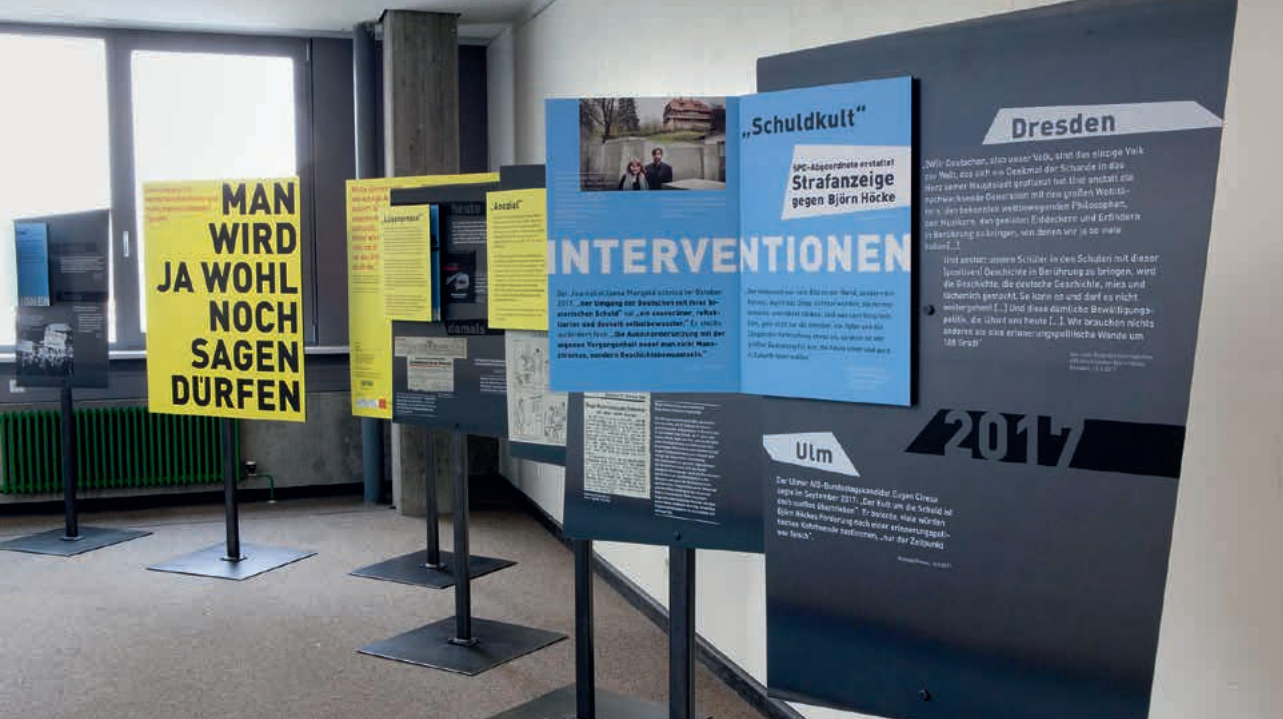
Die ersten Entwürfe, auf deren Grundlage die endgültige Ausstellungsgestaltung entstand, erarbeiteten Studierende an der Schule für Gestaltung Ravensburg Ende 2016/Anfang 2017 im Rahmen eines Seminars bei Gerhard Braun (Mitinhaber von Braun Engels Gestaltung). In der Ausstellung sollten die ausgewählten Begriffe gestalterisch gebrochen und in unterschiedlichen Kontexten kontrastierend dargestellt werden, um so Diskussionen in Gang zu setzen.

Jeder Begriff wird auf einer Ausstellungstafel auf drei Ebenen vorgestellt: Seine Bedeutung wird auf der Außenseite einer farbigen Klapptafel erklärt, es gibt Beispiele für seine Verwendung in Geschichte und Gegenwart auf einer großen Metalltafel, während die Innenseite der farbigen Klapptafel Interventionsbeispiele präsentiert. Letztere sind ein wichtiger Aspekt der Ausstellung, da hier Gegenstimmen und Gegenpositionen dargestellt werden, die nicht als Musterlösungen zu verstehen sind, sondern in ihrer Vielfalt und Kreativität zur eigenen Positionierung anregen sollen. Die in der Ausstellung verwendeten Zitate sollten den betreffenden Begriff enthalten und zugleich die ideologische Aufladung und den impliziten Ausgrenzungsgedanken verdeutlichen. Da die Ausstellung in Schulen frei zugänglich stehen und auch ohne Begleitung nutzbar sein sollte, waren wir von Anfang an darauf bedacht, Zitate auszuwählen, die keine extremen Beispiele menschenverachtender, rassistischer oder antisemitischer Sprache enthielten.

Neben Texten präsentieren die Tafeln mehr als 20 Abbildungen mit kurzen Erläuterungen: Neben Fotografien sind Ausschnitte aus historischen Zeitungen und Schulbüchern, Social Media Postings und Screenshots zu sehen. QR-Codes führen zu Videos und erweitern das Angebot.

Die Ausstellung ist für Schülerinnen und Schüler ab der 9. Klasse beziehungsweise für Jugendliche ab 15 Jahren und für Erwachsene konzipiert. Am 8. März 2018 wurde die Ausstellung erstmalig in den Ulmer Anna-Essinger-Schulen (Realschule und Gymnasium) eröffnet. Sie machte seither in mehreren Schulen in der Region unter anderem in Ulm, Laupheim und Aalen Station, war aber auch im Ulmer Stadthaus, im Bürgerzentrum Eselsberg sowie in der Georg-Elser-Gedenkstätte Königsbronn zu sehen. Außer in Gymnasien wurde die Ausstellung in einer Gemeinschaftsschule und einer Sonderberufsfachschule in Ulm gezeigt. Die Nutzung erfolgte in einzelnen oder mehreren Schulstunden unter anderem in den Fächern Geschichte, Ethik, Religion, Gemeinschaftskunde und Deutsch. Für den sinnvollen Einsatz im Unterricht ist die Begleitung durch eine Lehrkraft, die bei Bedarf Begriffe oder Sachverhalte erläutert, essenziell. Die Ausstellung selbst enthält nur knappe und zum Teil gestraffte Texte und Erklärungen. Für eine Vertiefung und zur Kontextualisierung erhielt die jeweilige leihnehmende Einrichtung zunächst einen Leseordner mit weiterführenden Materialien, seit Februar 2020 steht eine didaktische Handreichung zur Verfügung, die ebenfalls in diesem Artikel vorgestellt wird.

Die Leihe der Ausstellung ist kostenlos, die jeweilige Leihnehmerin/der jeweilige Leihnehmer ist aber für Abholung, Aufbau und Abbau verantwortlich. Aufgrund der großen Nachfrage wurden im Jahr 2020 zwei Duplikate der Ausstellung produziert, die verliehen werden. Die 2018 produzierte Ausstellung befindet sich nun dauerhaft in der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg. Ihre Besichtigung kann mit Themenrundgängen durch die Gedenkstätte und Workshops kombiniert werden.



Workshops mit Jugendlichen (2017–2019)

Ein wichtiger Projektbaustein war von Anfang an die Durchführung von Workshops, zu Beginn vor allem zur Erprobung der durch das DZOK-Projektteam ausgewählten Materialien und zur Vorbereitung der abschließenden Broschüre. Insgesamt führten wir in Kooperation mit verschiedenen Ulmer Schulen im Projektverlauf fünf mehrstündige Workshops durch. In den Workshops lasen und diskutierten die Schülerinnen und Schüler sowohl historische als auch aktuelle Text- und Bildmaterialien, die, wo benötigt, von uns kontextualisiert wurden.

Jedem Workshop ging eine Besprechung mit der zuständigen Lehrkraft voraus. Dabei mussten wir zum Teil große Erwartungen (»Danach sollen die Jugendlichen gegen rechte Tweets gewappnet sein.«) dämpfen. Gerade bei der Verwendung historischer Materialien bewährte sich eine gezielte Vorbereitung der Schülerinnen und Schüler in den vorangegangenen Schulstunden. Durch die Nachbesprechung der Workshops mit den Lehrkräften konnten wir zudem unsere Methoden für die nächsten Termine verbessern, die Materialien anpassen und genauer kontextualisieren. Einige Beispiele, die für den Projektfortschritt wichtig waren, seien hier vorgestellt:

Beim ersten Workshop Ende 2017 in den Büroräumen des DZOK mit einem Geschichtskurs der Oberstufe (Abiturjahrgang) des Anna-Essinger-Gymnasiums nutzten wir ausgewählte Bild- und Textmaterialien zum Begriff »Volk« und erprobten sie in Bezug auf ihre Verständlichkeit sowie notwendige Kontextualisierung.

Wir begannen den Workshop mit einer assoziativen Plakatrunde, um die Teilnehmenden auf die Bedeutungsebenen des Begriffs »Volk« einzustimmen: In Kleingruppen waren acht Stationen mit unterschiedlichen historischen beziehungsweise aktuellen Bildern abzugehen, die nur mit einer knappen Bildunterschrift und dem Datum versehen waren. Innerhalb von zwei Minuten sollte jede Gruppe den Satz »Was hat dieses Bild mit ›Volk‹ zu tun?« auf einem Plakat schriftlich beantworten und dann zum nächsten Plakat weitergehen. Beispielsweise zeigte ein historisches Foto die Feier-

Blick in die Wander-
ausstellung des DZOK.
Foto: Braun Engels
Gestaltung, 2018

Eingangsbereich
der Kommandantur
des KZ Oberer Kuhberg,
1. Mai 1934.
Foto: Archiv DZOK



stunde vor dem Ulmer Münster am 20. April 1933 und ein aktuelles Foto eine AfD-Demonstration in Rostock 2015, auf dem ein Transparent mit der Aufschrift »Wir sind das Volk – Wir lassen uns nicht länger belügen!« zu sehen war. Bereits bei dieser ersten Aufgabe zeigte sich, dass einigen Schülerinnen und Schülern die ausgrenzende Bedeutungsebene von »Volk« bewusst war.

Für die anschließende Arbeit in Kleingruppen standen fünf unterschiedliche Materialienpäckchen zur Verfügung, die jeweils eine Begriffsklärung zu »Volk« sowie zwei bis drei Texte und Bilder enthielten. Zum Teil hatten wir historische und aktuelle Materialien kombiniert, zum Beispiel eine Passage von Björn Höckes Dresdner

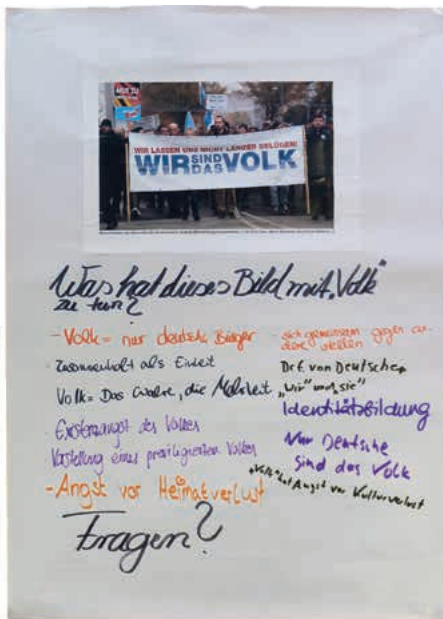
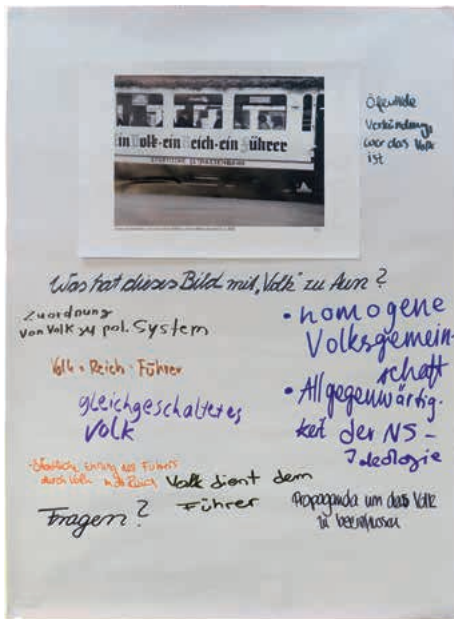
Rede vom Januar 2017 mit einem Auszug aus einer Rede zu »Rassenpflege und Schule« von Martin Staemmler aus dem Jahr 1933; in den beiden Textpassagen wurde eine Bedrohung des »Volks« durch ein »Fremdvolk« (Staemmler) beziehungsweise durch »Masseneinwanderung« (Höcke) behauptet. Die einzelnen Materialien sollten in Bezug auf ihren jeweiligen Volksbegriff untersucht und anschließend in ihrer Verwendung von »Volk« miteinander verglichen werden.

Aus diesem Workshop zogen wir als wichtigste Erkenntnis, dass wir im Zusammenhang mit der Entschlüsselung, Einordnung und Diskussion ausgrenzender und diskriminierender Sprache auch deren Folgen sowie Interventionsmöglichkeiten thematisieren sollten, um weitere Perspektiven für die Lernenden sichtbar zu machen.

Im Mai und Juli 2018 folgten zwei Workshops in der KZ-Gedenkstätte mit einer 10. und einer 9. Klasse der Anna-Essinger-Realschule. Wir thematisierten wieder den Begriff »Volk« und diesmal auch das ideologische Konzept der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft«. Während wir im Mai 2018 lediglich kurz den historischen Ort vorstellten, war dem Workshop im Juli ein Kurzurgang durch die Gedenkstätte vorgeschaltet, was sich als sehr sinnvoll herausstellte. Dann erarbeiteten die Jugendlichen in Kleingruppen aus jeweils drei Bild- und Textmaterialien die Bedeutungselemente von »Volk« beziehungsweise »Volksgemeinschaft« heraus. Neben einer aktuellen Materialienzusammenstellung gab es fünf historische, darunter:

1. kurzer Bericht einer emigrierten Ulmer Jüdin über ihre Erfahrungen von Ausgrenzung an einer Ulmer Schule,
2. Foto einer Ulmer Straßenbahn, vor April 1938 (Aufschrift »Ein Volk – ein Reich – ein Führer«),
3. Foto der stark beschädigten Ulmer Synagoge direkt nach dem Novemberpogrom 1938.

Nachdem wir beim Workshop im Mai festgestellt hatten, dass die Schülerinnen und Schüler nur wenig von der nationalsozialistischen Ideologie wussten und ihnen das



Zwei Plakate aus dem ersten Workshop mit Jugendlichen zum Begriff »Volk« im November 2017. Foto: Archiv DZOK

Konzept der »Volksgemeinschaft« unbekannt war, fügten wir dem Juli-Workshop von vornherein mehr Erklärungen und Kontextualisierungen bei.

Mit einem Geschichtskurs des Anna-Essinger-Gymnasiums erprobten wir schließlich im Februar 2019 zwei Arbeitsbögen für die Projektpublikation, die wir gerade erarbeiteten. Die Schülerinnen und Schüler gaben uns einige Hinweise auf nicht klar verständliche Formulierungen und Aufgabenstellungen. Außerdem wiederholte sich dort etwas, was uns bereits in anderen Workshops aufgefallen war: Einige Teilnehmende distanzieren sich nicht von nationalsozialistischer Sprache, kennzeichneten beim Sprechen keine Zitate und sprachen beispielsweise ganz unbedarft von »Ariern«. Hier sind einerseits die Lehrkräfte zur Anleitung für einen distanzierenden Sprachgebrauch gefragt, andererseits müssen auch wir als Vermittlerinnen und Vermittler der NS-Geschichte dringend auf die Notwendigkeit hinweisen, sich nicht mit nationalsozialistischen Äußerungen gemein zu machen, indem diese ungebrochen weitergetragen werden.

Didaktische Handreichung (2020)

Die Handreichung ist ein zentrales Ergebnis des bibliothekspädagogischen Projekts »Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...«. Das Didaktikheft richtet sich an Lehrkräfte verschiedener Schultypen und Klassenstufen sowie an außerschulische Multiplikatorinnen und Multiplikatoren. Das Heft lässt sich leicht einsetzen und an verschiedene Gruppen anpassen, um möglichst vielfältige Zielgruppen zu erreichen, und es erfährt, wie die Wanderausstellung, große Nachfrage.

Die Publikation beruht auf einem themenbezogenen Ansatz, der die Analyse und Reflexion demokratiefeindlicher und menschenverachtender Einstellungen, Sprach- und Handlungsfelder anhand der drei Module Rassismus, Antisemitismus und Antiziganismus in Geschichte und Gegenwart ermöglicht. Die Module gliedern sich jeweils in eine Einleitung, die eine Begriffsdefinition, eine thematische Hinführung sowie

didaktische Hinweise enthält; vier Arbeitsbögen und dazugehörige Aufgabenstellungen. Zwei der Arbeitsbögen haben einen historischen und zwei einen Gegenwartsbezug. Sie sind nicht aufeinander aufbauend, können aber kombiniert werden. Damit wird die Reflexion über Kontinuitäten und Unterschiede über menschenverachtende Sprache ermöglicht. Um verschiedene Gruppen anzusprechen, wurden die Aufgabenstellungen in zwei Niveaustufen verfasst: in kleinschrittigere und in komplexere Aufgabenstellungen bei gleichem Erwartungshorizont. Lehrkräfte oder Workshopleitende entscheiden selbst, welche Aufgabenstellung am besten für ihre Gruppe geeignet ist.

Die Materialien der 80-seitigen Broschüre sind schulartübergreifend für Schülerinnen und Schüler ab Klasse 9 sowie für Jugendliche ab 15 Jahren geeignet. Dafür war hilfreich, dass im Redaktionsteam des DZOK Lehrkräfte aller Schularten vertreten waren. Die Publikation knüpft an die baden-württembergischen Lehrpläne sowie den vom Kultusministerium herausgegebenen »Leitfaden Demokratiebildung« von 2019 an, insbesondere an die dort enthaltenen Themenbereiche Identität und Pluralismus und kann auf dieser Grundlage gut in den Schulunterricht integriert werden. Anknüpfungsmöglichkeiten finden sich insbesondere in den Fächern Deutsch und Geschichte, aber auch in Gemeinschaftskunde und Ethik. Informationen zu den Arbeitsbögen sowie zum historischen Kontext, Glossar und Literaturliste erleichtern die Nutzung sowie die Vor- und Nachbereitung.

Die Auswahl der Quellen für die Handreichung orientiert sich an den Grundprinzipien der pädagogischen Arbeit der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg. So liegt ein wichtiger Fokus auf Selbstzeugnissen Betroffener mit biografischen Zugängen, die Auswirkungen diskriminierender Sprache aufzeigen. Regionale und lokale Materialien sollen den Jugendlichen aus Stadt und Land den Bezug zur eigenen Lebenswelt erleichtern. Aus diesem Grund wurden auch bevorzugt Quellen eingesetzt, die von Jugendlichen verfasst wurden, sie als Akteure und Akteurinnen zeigen oder sie adressieren. Ein großer Teil der Quellen stammt aus der Bibliothek und dem Archiv des DZOK. Mittels unterschiedlicher Quellenarten werden vielfältige Zugänge und Perspektivwechsel ermöglicht. Ausgewählt wurden beispielsweise Ego-Dokumente Betroffener, Auszüge aus der NS-Tagespresse oder Gesetzestexte. Gegenwartsbezüge stellen die Relevanz der Themen für die heutige Gesellschaft dar.

Die Arbeitsbögen mit historischem Bezug thematisieren beispielsweise Rassismus anhand von Zwangsarbeit im Nationalsozialismus, Antisemitismus anhand des Novemberpogroms in Ulm und Antiziganismus anhand eines Kinderbuchs von 1940. Die dazugehörigen Fragestellungen unterstützen die Jugendlichen bei der Analyse der Quellen und regen sie dazu an, sich mit den Konsequenzen für die Betroffenen auseinanderzusetzen. Die Arbeitsbögen mit Gegenwartsbezug beschäftigen sich unter anderem mit einem rassistischen Angriff in Ulm im Jahr 2019, mit Antisemitismus im Deutsch-Rap anhand verschiedener Lieder des Rappers Kollegah und mit der Bürgerrechtsbewegung von Sinti und Roma in Deutschland in den 1970er-Jahren. In den Bögen finden sich als Quellen Kommentare unter YouTube-Videos, Auszüge aus Interviews oder Zeitungsartikel. Viele Arbeitsblätter stellen Betroffenenorganisationen vor, wie die Recherche- und Informationsstelle (RIAS), die antisemitische Übergriffe dokumentiert oder Leuchttlinie, eine baden-württembergische Beratungsstelle für Betroffene rechter Gewalt, und beziehen diese in die Fragestellungen mit ein. Auf diese Weise setzen sich Jugendliche mit verschiedenen Handlungsmöglichkeiten und Interventionsansätzen auseinander.



Neues Sprachprojekt »language matters« (2020–2022)

Mit dem neuen Bundesprojekt »language matters – Zum Umgang mit Hass-Sprache in Geschichte und Gegenwart« kann das DZOK die hier vorgestellten Bildungsangebote verstetigen und weiterentwickeln. Das Projekt wird im Rahmen des Programms »Jugend erinnert« von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) gefördert.

Ziel der Weiterentwicklung der Angebote ist die Ausgestaltung von Denk- und Begegnungsräumen mit neuen Formaten, Partnern und Arbeitsmitteln, die stärker auf dialogisches und begegnungsorientiertes Lernen sowie nachhaltige Kooperationen setzen und sich insbesondere an junge Erwachsene richten. Durch einen aktiven und handlungsorientierten Lernprozess sollen die Adressaten und Adressatinnen auch jenseits des (außer-)schulischen Lernraums nicht nur zu einem kritischen Umgang mit menschenverachtender und diskriminierender Sprache befähigt, sondern auch angeregt werden, sich mit möglichen Handlungsmöglichkeiten auseinanderzusetzen und eigene Positionen zu entwickeln. Denn das grundlegende Ziel ist es, nicht nur auf die Diskursverschiebungen und Tabubrüche von rechtspopulistischen und extrem rechten Strömungen hinzuweisen, sondern Räume zu schaffen, um Demokratie im Sinne einer offenen Gesellschaft partizipativ zu leben.

Entwickelt werden die neuen Bildungsformate auch und gerade für junge Menschen in der Ausbildung (zwischen 18 und 30 Jahren), Freiwillige im Sozialen und Kulturellen Jahr, Lehramtsstudierende sowie internationale Jugendgruppen. Dazu werden bestehende Kooperationen mit Projektpartnern vertieft und neue Partnerschaften konstituiert, um gemeinsam zielgruppenspezifische Angebote zu entwickeln.

Die bestehenden und erprobten Arbeitsinstrumente werden weiter genutzt. Die Wanderausstellung »Man wird ja wohl noch sagen dürfen« ist zukünftig auch zur Verzahnung mit der Arbeit am historischen Ort dauerhaft im Sonderausstellungsbereich der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg zu sehen und wird dort in die pädagogische

Besucherinnen und Besucher vor der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg.
Foto: Archiv DZOK

Arbeit einbezogen. Dazu wurde ein Rundgang konzipiert, der den Fokus auf Sprache im Nationalsozialismus und im Konzentrationslager Oberer Kuhberg legt. Neben den historischen Fakten zum Ort werden neue Quellen einbezogen, die die Verwendung und Bedeutung von menschenverachtender Sprache am konkreten Beispiel der frühen, politischen Verfolgung im Nationalsozialismus darstellen. Aufbauend auf den zwei-stündigen Rundgang kann eine Erweiterung im Rahmen eines Workshops erfolgen. Nach einer grundlegenden Vermittlung des historischen Ortes und einem Einblick in die Funktionen von Sprache setzen sich die Teilnehmenden in Kleingruppen mit Quellen auseinander, analysieren diese und erarbeiten, auf welchen unterschiedlichen Ebenen Sprache im Nationalsozialismus wirkte und welche Auswirkungen sich auf die Betroffenen feststellen lassen.

Um einen Gegenwartsbezug herzustellen, sollen die jungen Erwachsenen etwa die Möglichkeit bekommen, sich in einer demokratischen Diskussionskultur zu üben oder an Begegnungsprogrammen mit Menschen, die von der Gewalt durch menschenverachtende Sprache oder von Antisemitismus, Rassismus und Antiziganismus betroffen sind, teilzunehmen.

Neben der KZ-Gedenkstätte werden die Angebote auch in der unmittelbaren Alltags- und Lebenswelt der Adressaten und Adressatinnen realisiert. Dies kann zum Beispiel im Rahmen der Wanderausstellung geschehen. Seit September 2020 tourt die Wanderausstellung in zweifacher Ausfertigung durch Baden-Württemberg. Im Rahmen der Ausleihe können Jugendliche und junge Erwachsene die Inhalte aus ihrer eigenen Perspektive erweitern, zum Beispiel durch die Gestaltung einer eigenen Ausstellungstafel oder einer Broschüre. In selbst erarbeiteten Rundgängen durch die Ausstellung sollen die Projektteilnehmenden die Inhalte Gleichaltrigen auf Augenhöhe vermitteln und ihre eigenen Fragestellungen entwickeln und diskutieren. Für eine einfachere Vertiefung kann die didaktische Handreichung mit der Wanderausstellung verknüpft werden, da diese aufgrund zahlreicher lokaler, regionaler sowie inhaltlicher Bezüge gut kombinierbar sind. Ein erstes pädagogisches Angebot mit auszubildenden Pflegekräften fand vor der coronabedingten Pause in Ravensburg statt. Im Rahmen eines dreistündigen Workshops, den Mareike Wacha gemeinsam mit Professor Thomas Müller vom Zentrum für Psychiatrie Südwürttemberg erarbeitete, kombinierten wir Handreichung und Wanderausstellung. Mit den Jugendlichen diskutierten wir die Bedeutung von Begriffen wie »Volk«, »Volksgemeinschaft« und »Heimat« und besprachen gemeinsam die ein- und ausgrenzenden Aspekte der Begriffe sowie die unterschiedliche Bedeutung für Menschen verschiedener Herkünfte. In einem zweiten Schritt bearbeiteten die Teilnehmenden einen Arbeitsbogen zu antisemitischer Propaganda im Nationalsozialismus und den Konsequenzen für Juden und Jüdinnen.

Coronabedingt mussten im März 2020 alle geplanten Projekttag und Ausstellungsstationen verschoben werden. Die entstandene Zeit nutzen wir für die Konzeption weiterer pädagogischer Angebote. Seit September wandert die Ausstellung erfreulicherweise wieder durch Baden-Württemberg. Sie war unter anderem bereits in der Volkshochschule in Aalen, in der Stadtkirche Langenburg sowie an mehreren Standorten in Weingarten und in einer Schule in Bammental zu sehen. Die verschobenen Projekttag sollen, wenn es die Umstände zulassen, nachgeholt werden. Erste Kooperationsgespräche und Planungen zum Beispiel mit dem Stadtjugendring in Ulm zu neuen Workshopformaten fanden in den letzten Monaten statt. Das große Interesse

an der Wanderausstellung und den pädagogischen Angeboten zeigt uns, dass wir mit dem Projekt einen sinnvollen Beitrag zur Sensibilisierung für menschenverachtende Sprache leisten. Wir freuen uns auf den Austausch mit Fachkolleginnen und -kollegen sowie allen Interessierten in den kommenden zwei Projektjahren!

Nathalie Geyer ist Historikerin und bearbeitete von 2017 bis 2019 das Projekt »Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...« im Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg (DZOK) in Ulm.

Mareike Wacha ist Kulturwissenschaftlerin und seit 2020 Projektbearbeiterin von »language matters – Zum Umgang mit Hass-Sprache in Geschichte und Gegenwart«. Von 2018 bis 2019 war sie wissenschaftliche Volontärin am DZOK und arbeitete im Projekt »Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...« mit.



Nathalie Geyer, Mareike Wacha:
»Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...« – Zum Umgang mit menschenverachtender und demokratiefeindlicher Sprache
Informationen und Arbeitsmaterialien herausgegeben vom DZOK, Ulm 2020, 80 Seiten, für 5 Euro zu beziehen über info@dzok-ulm.de oder Telefon 0731 21312. Mehr Informationen zur Wanderausstellung unter www.dzok-ulm.de

1 Das Projekt wurde ermöglicht durch die Lechler Stiftung, die Stiftung Erinnerung Ulm, die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, die Ulmer Bürger Stiftung sowie zahlreiche Spenderinnen und Spender. Das erste Jahr des Volontariats (2018) von Mareike Wacha, die maßgeblich im Projekt mitarbeitete, wurde durch die Karl Schlecht Stiftung finanziert.

Buchrezension

JOANNA OSTROWSKA/JOANNA TALEWICZ-KWIATKOWSKA/LUTZ VAN DIJK (HG.), ERINNERN IN AUSCHWITZ AUCH AN SEXUELLE MINDERHEITEN, BERLIN: QUERVERLAG 2020

Thomas Rahe

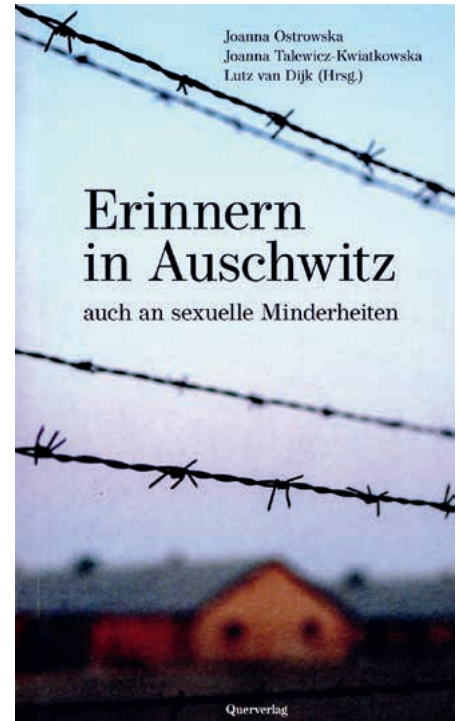
Die nationalsozialistische Verfolgung homosexueller Männer weist einige wesentliche Spezifika im Vergleich zu den übrigen durch das NS-Regime verfolgten Gruppen auf. So war ihre Todesrate in den Konzentrationslagern mit annähernd 60 % seit Anfang der 1940er-Jahre die höchste unter allen nicht rassistisch verfolgten KZ-Häftlingen.

Homosexuelle Männer waren die einzige der im Nationalsozialismus verfolgten Gruppen, die auch nach Kriegsende weiterhin strafrechtlich verfolgt wurde. So galt der § 175 des Strafgesetzbuches in der Bundesrepublik in seiner 1935 verschärften nationalsozialistischen Fassung bis 1969 fort. 1957 entschied das Bundesverfassungsgericht, dass diese Praxis nicht gegen das Grundgesetz verstoße, da es kein typisch nationalsozialistisches Unrecht sei. Damit erklärte es auch de facto retrospektiv die NS-Homosexuellenverfolgung für rechtmäßig. Dementsprechend blieben die Homosexuellen (selbst wenn sie KZ-Häftlinge gewesen waren) von der sogenannten Wiedergutmachung nach dem Bundesentschädigungsgesetz ausgeschlossen. In diesem Klima wagte es kaum einer der im Nationalsozialismus inhaftierten homosexuellen Männer, öffentlich oder auch nur in unpublizierten Texten über seine Verfolgungsgeschichte zu berichten.

Die Negation des Unrechtscharakters der Homosexuellenverfolgung, die erheblichen Quellendefizite sowie das Desinteresse von Öffentlichkeit und akademischer Geschichtswissenschaft hatten zur Folge, dass die NS-Verfolgung homosexueller Männer lange ein Desiderat der historischen Forschung blieb. Ähnliches galt für die Erinnerungskultur. Selbst in den KZ-Gedenkstätten waren bis in die späten 1990er-Jahre die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen eine nur wenig beachtete Opfergruppe.

Es waren vor allem schwule Aktivisten, die eine intensive historische Forschung zur NS-Verfolgung der Homosexuellen betrieben und sich für deren Einbeziehung in die Erinnerungskultur engagierten. So liegen seit einigen Jahren zu fast allen Konzentrationslagern Veröffentlichungen zur Gruppe der homosexuellen Häftlinge vor – mit Ausnahme des Konzentrationslagers Auschwitz. Dieses Defizit auszugleichen ist ein Anliegen des vorliegenden Sammelbands, der insgesamt 20 Beiträge umfasst und in Kürze auch in polnischer Sprache erscheinen soll.

So enthält der Band eine Übersicht von Rainer Hoffschildt zu den mittlerweile 136 namentlich bekannten Rosa-Winkel-Häftlingen in Auschwitz. Neben den wichtigsten biografischen Daten enthält sie auch – soweit überliefert – die im Lager nach der Ankunft der Häftlinge angefertigten Aufnahmevideos. Ergänzt wird diese Übersicht



durch mehrere biografische Essays zu homosexuellen Männern und lesbischen Frauen, die in Auschwitz inhaftiert waren, darunter auch ein Beitrag von Lutz van Dijk zu Freddy Hirsch, dessen verdienstvolles Engagement für jugendliche Mithäftlinge in Theresienstadt und auch noch im »Theresienstädter Familienlager« in Auschwitz in vielen Erinnerungsberichten jüdischer Überlebender erwähnt wird – ohne jedoch auf seine homosexuelle Identität einzugehen.

Auch in diesen biografischen Skizzen spiegelt sich ein weiterer Schwerpunkt des Bandes wider, nämlich die Frage nach einer angemessenen Weiterentwicklung der Erinnerungskultur, die das Persönlichkeitsspektrum der Verfolgten unter Einbeziehung auch ihrer sexuellen Identität in umfassenderer Weise als bisher berücksichtigt.

Die Autorinnen und Autoren vermeiden dabei eine Neuauflage des unproduktiven Streits um eine vermeintliche eigene Häftlingskategorie lesbischer Frauen, die es tatsächlich nicht gegeben hat. Sie plädieren aber dafür, die historische Forschung und die Erinnerungskultur jenseits einer Hierarchisierung der Opfer um eine sozial und thematisch breiter gefasste Perspektive zu erweitern. So sprechen sich etwa Insa Eschebach und Anna Hajkova dafür aus, durch eine Erweiterung des Methoden- und Quellenspektrums die Lebensgeschichte lesbischer Frauen sowie weibliche Homosexualität und die spezifische Situation lesbischer Häftlinge in den Konzentrationslagern angemessener und detaillierter darzustellen. Gleiches gilt, darauf weisen Joanna Ostrowska und Lutz van Dijk in ihrem gemeinsamen Beitrag hin, für die bisher weitgehende Tabuisierung sexueller Gewalt in den Konzentrationslagern. Rüdiger Lautmann plädiert in seinem Beitrag für eine »Ko-Erinnerung zu disparaten Opfergruppen«. Sie könne zu einem Zuwachs an Aufmerksamkeit führen, ohne in eine Hierarchisierung der Opfer zu verfallen, so wenn etwa das Verhältnis von Homophobie und Antisemitismus in der NS-Gesellschaft (und heute) thematisiert wird.

Einen letzten, nicht weniger bedeutsamen Schwerpunkt bilden Erfahrungsgeschichten von Autorinnen und Autoren des Sammelbands über ihre Rolle bei der Erforschung der NS-Verfolgung homosexueller Minderheiten und deren Einbeziehung in die öffentliche Erinnerungskultur. Insbesondere in den Beiträgen der polnischen Verfasserinnen und Verfasser wird dabei auch ausführlich auf die aktuelle, staatlich und kirchlich geförderte Homophobie in Polen eingegangen, aber auch der Widerstand dagegen dargestellt, an dem die Autorinnen und Autoren maßgeblich beteiligt sind. In diesem Kontext werden auch Einblicke in die entsprechende aktuelle Arbeit von KZ-Gedenkstätten in Polen gegeben. Die Erinnerungsberichte der deutschen Autorinnen und Autoren wiederum bieten aufschlussreiche Skizzen zur Forschungsgeschichte zu dieser Thematik und ihren Bedingungsfaktoren in Deutschland.

Insgesamt bietet der Sammelband – trotz schwieriger Quellenlage – nicht nur neue historische Forschungsergebnisse, sondern auch wichtige Impulse für eine Weiterentwicklung der Erinnerungskultur, die der Vielfalt der Identitäten der Opfer des Nationalsozialismus differenzierter als bisher gerecht wird.

Dr. Thomas Rahe hat in Münster Geschichte, katholische Theologie und Pädagogik studiert. Seit 1987 ist er wissenschaftlicher Leiter der Gedenkstätte Bergen-Belsen. Er ist Vorstandsmitglied im Verein zur Erforschung der Geschichte der Homosexuellen in Niedersachsen und hat zu verschiedenen Aspekten der nationalsozialistischen Homosexuellenverfolgung publiziert.